

ST. 1931. V



# Herr, mache dein Werk lebendig

Pastor R. Luther †

Est. A-2495

# Herr, mache dein Werk lebendig

4A

73 193

## Zwölf Predigten

gehalten in der Universitätskirche zu Dorpat

von

Pastor R. Luther †

Verlag von J. G. Krüger, Ant.-Ges., Dorpat

1931

Siebt, mache dein  
Wort lebendig

Stuhl Prodigien

Abhandlung in der Kunstgeschichte zu Dorpat

Dorpat, J. K. K. Buchdruckerei

Est. A

Tartu Ülikooli  
Raamatukogu

30820

R. Mattiesen's Buchdruckerei Ant.-Ges., Dorpat, 1931.

## Der Segen.

1. Januar 1931.

Und der Herr redete mit Mose und sprach: Sage Aaron und seinen Söhnen und sprich: Also sollt ihr sagen zu den Kindern Israel, wenn ihr sie segnet:

Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; der Herr hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.

4. Mose 6, 22—26.

Wir stehen an der Schwelle eines Jahrzehnts. Es wird in diesen Tagen viel geforscht, was denn der Sinn und das Ergebnis dieses Stück's Geschichte gewesen sei. Wie schwierig ist es da, zu einem Schluß zu kommen; wie wenig Festes zeigt sich in der Flucht der Erscheinungen. Wer kann sagen, wo wir sind und wo es hinaus will mit den sich überstürzenden Ereignissen, mit den durcheinanderflutenden Strömungen?

Und doch, man müßte blind sein, um Eins nicht zu sehn: es hat über all dem wilden Hin und Her und Auf und Nieder eine höhere Führung gewaltet. Viel anders noch hätte sonst das Völkermeer gebrandet und getobt. Wir hier haben es doch mehr als einmal erlebt, als alles ins Uferlose schäumte, daß den Fluten Einhalt geboten wurde: bis hierher sollst du kommen und nicht weiter. Hier sollen sich legen deine stolzen Wellen. —

Was immer dunkel sein mag im Erleben der letzten Jahre: es ist mit Händen zu greifen, daß der Segen von oben nicht gefehlt hat. So vieles unterging, so viel wir verloren haben, einzeln und gemeinsam, so viele Quellen zu fließen aufhörten: es kamen doch immer wieder Gaben und Hilfen, die eigentlich nach allen Regeln garnicht hätten kommen können. Es war doch hinter der großen Armut oder über ihr irgendwie ein großer Reichtum da; es ging doch weiter da, wo es eigentlich garnicht mehr ging. Wollten wir im einzelnen von den göttlichen Segnungen, von den höheren Bewahrungen, die wir erfuhren, reden: das wäre Stoff für sehr viele Predigten.

Heute richtet sich unser Blick in die Zukunft. Wir rufen einander Neujahrswünsche zu. Unsere Hoffnung für das neue Jahr fassen wir in die alten Worte des Gemeindefegens. Was bedeuten sie?

Der Herr segne dich und behüte dich. Unter dem Segen Gottes verstehen wir eine Gabe, eine Hilfe, die irgendwie das Maß dessen überschreitet, was hier unten zu haben ist, etwas, was aus den hier vorhandenen Zuständen und Mitteln sich nicht von selbst ergibt. So richtig unterscheidet der Dichter zwischen dem, was unsere Hände schaffen und dem Segen, der von oben kommt. Sehen wir ein Feld, reich bestanden, einen Baum, schwer von Früchten, so rufen wir: „Welch ein Segen!“ und meinen damit doch, daß hier etwas Besonderes geschenkt ist. Wir hoffen im neuen Jahr auf Gottes Segen. Das bedeutet: dieses Jahr ist uns kein Rechenexempel. Ja, wir wollen unsererseits

genau rechnen und richtig haushalten. Aber wir wollen dessen froh sein, daß es über dem, was unseren Rechenkünsten zugänglich ist, ein Geheimnis gibt. Diesen geheimnisvollen jenseitigen Reichtum können wir nicht auf unser Konto buchen oder auf eine Bank tragen. Und doch ist er vorhanden und bricht von Zeit zu Zeit herein in unser Leben. Dieser göttliche Segen ist schließlich unser aller persönliche Einnahmequelle; auf ihm beruht auch unser Volksvermögen, nicht auf Aktien und Banknoten oder Immobilien oder Firmen, die doch alle eines Tages ein Nichts sind, wenn der göttliche Segen sie nicht mehr gewährt. Weg mit der kurzfristigen Sicherheit, die auf solche Dinge zählt. Aber weg auch mit der *Krisensimmung*, die nichts weiter kann, als über den unabwendbaren Ruin jammern.

Als es vor 12 Jahren um den Schutz unserer Heimat ging und von verschiedener Seite das Bedenken geäußert wurde, ob man so Großes wagen könne, da rief einer, dem wir es noch eben danken: „Flaumacher brauchen wir nicht“. Liebe Gemeinde, wir können auch heute solche Leute nicht brauchen, die ihre Köpfe hängen lassen wie ein Schilf und immer nur die herrschende Wirtschaftskrise beklagen. Was soll das? Entweder wir glauben an Gott, den Allmächtigen, oder wir sind Atheisten. Glauben wir aber an den, der die Welten schuf, so wollen wir es ihm auch zutrauen, daß er unsere wirtschaftlichen Verhältnisse um- und umschaffen und ganz andere Möglichkeiten geben kann, als irgend einer von uns eben abzusehen vermag. — Unsere Sorge soll es sein, daß wir den Geboten und Weisungen des

Schöpfers gehorsam sind. Seine Sorge wollen wir es sein lassen, daß er die Fenster des Himmels öffnet und seinen Segen herabschüttet.

Wir haben eben von göttlichem Segen gesprochen nur im Blick auf die äußeren Lebensgüter. Segen bedeutet natürlich noch mehr. Gottes Segen ist überhaupt der obere Reichtum, der, wenn er kommt, alle diesseitigen Möglichkeiten durchbricht und den Mangel in Fülle wandelt, auch im inneren Leben.

Was erhoffen wir alles, wenn wir sagen: der Herr segne dich!

Und behüte dich! Was bedeutet es in diesen wilden Zeiten, daß wir mit einer göttlichen Bewahrung rechnen dürfen! Wir alle als Ganzes und jeder für sich und seine Nächsten! Wir wissen wohl, welche eine Hölle heute entfesselt ist; es ist uns nicht verborgen, welche Mächte, welche Künste der Verführung auf dem Plan sind. Was gibt uns die Haltung, dennoch aufrecht und hoffnungsvoll dazustehn im Gedanken an unsere Söhne und Töchter dort draußen und hier im Lande? Die Überzeugung, daß der, der keinen Sperling unnütz vom Dach fallen läßt, noch weniger ein Menschenschicksal einfach untergehen lassen wird in Irrtum und Nacht. — Gottlob, die Mächte des Himmels sind noch auf dem Plan. Die Schutzengel schwacher Menschenkinder stehen immer noch vor dem Thron des Vaters, seines Winks gewärtig, was sie tun sollen, um Gefahren abzuwehren oder um einer verzweifelt kämpfenden Menschenseele eine Stärkung zu bringen, daß sie durch alles durchbrechen kann. Es ist nicht leicht zu

sagen, was alles geschieht, wenn der Herr behütet. — Aber nun kommt noch Größeres.

Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig.

Das Wort „Angesicht“ steht in der Bibel oft für Person. „Ihr sollt mein Angesicht suchen“ bedeutet: ihr sollt mich persönlich suchen. Die bekannte Stelle im 42. Psalm: „Ich werde ihm noch danken, daß er mir hilft mit seinem Angesicht“ bedeutet: ich werde Gott danken, daß er mir persönlich hilft. Einmal, als Moses von Gott den Auftrag erhielt, das Volk weiterzuführen, antwortete er: „Wo nicht dein Angesicht vorangeht, so führe uns nicht von dannen hinauf.“ D. h.: wenn du nicht in Person uns vorangehst, so kann und werde ich die Führung nicht übernehmen. — Und nun: „der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir“, über der Gemeinde gesprochen, bedeutet: der Allmächtige wolle die Gemeinde etwas schauen lassen vom Glanz seiner persönlichen Nähe. — Das aber bedeutet Gnade oder gnädig sein. Der Gnadenweg ist der Weg direkt vom Herrscher zum Untertan. Einen gottbegnadeten Menschen nennen wir einen solchen, dessen Gaben unmittelbar göttlich anmuten. Daß Gott seiner Gemeinde gnädig ist, bedeutet, daß er ihr nicht nur mittelbar allerlei gibt durch althergebrachte Ordnungen, Gesetze, Lehren und Sitten, sondern unmittelbar eingreift in ihr Leben, frische Offenbarungen, neue Kräfte und Gaben schenkt.

Bei allen großen Wendungen in der Geschichte, bei

allen unerwarteten mächtigen Durchhilfen im einzelnen Menschenschicksal spürt man etwas davon, daß Gott gnädig ist. Wenn nach langem Zehren von der bloßen Überlieferung wieder Propheten aufstehen, die das alte Bibelwort neu künden in göttlicher Vollmacht, wenn es ihnen gegeben wird, einer hilflos tappenden Zeit göttliche Ziele und Wege sicher zu weisen, dann leuchtet etwas auf vom Glanz der Gegenwart Gottes. Als Christus seine gewaltigen Reden hielt, als seine Siege über Krankheit, Dämonen und Tod mächtig aufräumten mit allerlei menschlichem Elend, da riefen seine Zeitgenossen freudig erschrocken: Gott hat sein Volk heimgesucht. Das war der Glanz der Nähe Gottes. So Großes ist zu denken, wenn wir sagen: Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dir und sei dir gnädig.

Und nun kommt das Größte: Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und schaffe dir Frieden. Es ist ein Unterschied, ob ein König in einer Stadt ist und alle etwas davon merken, daß er da ist, und jeder etwas von ihm sieht, oder ob er ganz besonders in einem Hause einkehrt und dort zu Gast ist. Es ist etwas anderes, ob zu einer Zeit der himmlische Vater etwas von seiner persönlichen Nähe leuchten läßt unter Menschen und dann im einzelnen große Dinge geschehen, wie es in den Erdentagen des Menschensohnes war, oder ob der Allmächtige seine Gegenwart einer Gemeinde besonders zuwendet, wie es später zur Apostelzeit der Fall war, wo durch die Nähe Gottes der Gemeinde und damit jedem ihrer Glieder ein ganz neuer göttlicher Lebensbereich gegeben

war, wo alles von innen her gewandelt war, wo Menschen vom göttlichen Licht nicht nur angeleuchtet waren, sondern durchleuchtet. „Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich“ — diese Worte des Segens meinen eine Gegenwart Gottes, so bestimmt, so persönlich einer Gemeinde gegeben, so dauernd, so sich selbst mitteilend, daß alles in ihren Wirkungsbereich kommt. — „Und schaffe dir Frieden“. Frieden bedeutet in der Bibel nicht eine bloße Stimmung, nicht etwas, was nur hier drinnen vorhanden ist. Frieden bedeutet vor allem das Aufhören der feindlichen Angriffe von außen. Im Besonderen bedeutet im N. T. Frieden haben: entnommen sein dem Machtbereich der Finsternismächte, nicht mehr ausgesetzt sein den ständig beunruhigenden, beirrenden, verführenden Wirkungen dämonischer Inspirationen; sondern dagegen geborgen sein in der Schutzzone der Nähe Gottes. Gott schafft Frieden, das heißt: er holt Menschen heraus aus dem Machtbereich finsterner Gewalten und läßt sie an seinem Herzen ruhen.

Nun können wir es ermessen, zu welcher Kühnheit sich unsere Hoffnung erhebt, wenn wir es unserer lieben Gemeinde fürs neue Jahr zusrufen:

Der Herr erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.

Amen.

---

## Vom Gläubigsein zum Glauben.

9. Februar 1930.

Und siehe, da erhob sich ein großes Ungeßtim im Meer, also daß auch das Schifflein mit Wellen bedeckt ward; und er schlief. Und die Jünger traten zu ihm und weckten ihn auf und sprachen: Herr, hilf uns, wir verderben! Da sagt er zu ihnen: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? Und stand auf und bedrohte den Wind und das Meer; da ward es ganz stille. Die Menschen aber verwunderten sich und sprachen: Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam ist?

Matth. 8, 24—27.

Die Leute im Schiff bekommen das Urteil: ihr Kleingläubigen. Im Bericht des Markus heißt es: wie, daß ihr keinen Glauben habt!

Das muß den so Angeredeten ein harter Schlag gewesen sein. Denn, wenn ihnen eins feststand, so dieses, daß sie gläubig waren. Sie waren es auch ohne Zweifel im üblichen Sinn. Sie hielten die Wahrheiten der Bibel heilig. Sie hätten jederzeit ohne Bedenken ein Bekenntnis abgelegt zu den Glaubensartikeln der Gemeinde. Sie konnten sich in ihren Gebeten oder im Gottesdienst mit Inbrunst versenken in den Gedanken, wie allgewaltig das göttliche Tun und wie grenzenlos die Güte des Schöpfers sei. Die Stunden der Andacht, in denen sie sich dahinein vertieften, wa-

ren die schönsten ihres Lebens. Ja, das konnte ihnen niemand bestreiten: sie waren gläubige Leute.

Aber ihr habt keinen Glauben, sagt ihnen Christus, der wohl fähig ist, darüber zu urteilen.

Sie haben in ihren Andachtsübungen alles so herrlich einfach, überall ist die schützende Hand des Allmächtigen, wie es in ihrem Gesetzbuch stand; sie haben wohl viele Mal mit der Gemeinde das Lied gesungen: die Wasserwogen im Meer sind groß und brausen mächtig; aber der Herr ist größer in der Höhe!

Wie hat es sie hingerissen zu frommer Begeisterung. Welche Klarheit der Gedanken, welche erhabene Ruhe kam da über sie!

Und nun: wo man sich die brausenden Wellen nicht mehr vorstellt — wo sie da sind und sie selbst mitten drin: da hat sich ihnen alles verwirrt. Da können sie keinen klaren Gedanken mehr fassen; es ist innen im Gemüt alles zerrissen.

Jetzt haben sie es nicht mehr mit dem Schöpfer zu tun, bei dem alle Fäden des Geschehens zusammenlaufen: sie sehen jetzt nur noch einzelne Naturkräfte und sich diesen Mächten preisgegeben. Hier, wo es darauf ankommt, sind sie außerstande, es ernst zu nehmen: der Herr ist größer in der Höhe!

Das heißt: gläubig sein und doch keinen Glauben haben.

Und nun der Menschensohn. Wie kommt es, daß er so ruhig und klar sich hält?

Für ihn ist es nicht nur andachtsweise oder gebetsweise wahr, daß der himmlische

Vater alles in Händen hält — ihm ist es überhaupt die Wirklichkeit, die er sieht und mit der er rechnet. Er sieht nicht bloß Kräfte der Schöpfung — er sieht hinter allem das Walten des Schöpfers. Die Welt ist ihm nichts anderes als der Haushalt seines Vaters, und im Haushalt erkennt er überall die leitende, schützende, ordnende Hand des Hausherrn. Er geht allem, was geschieht an die Wurzel — alles wurzelt schließlich im Willen des Einen: wenn die Vögel ihre Nahrung finden, so ist das nicht ein Naturereignis, sondern: euer himmlischer Vater ernährt sie. Und wenn in Verfolgungszeiten ein Diener Gottes frei ohne allen Schaden ausgeht, so haben sich nicht die Umstände so glücklich gefügt, sondern der da oben hat über seinem Boten gewacht, daß ihm kein Haar gekrümmt wurde. Und wenn die Elemente außer Rand und Band sind und die See vom Sturm gepeitscht wird, so gebietet auch darüber der Herr der Schöpfung. Nicht mit den Winden hat der Menschensohn es zu tun, sondern mit ihrem Gebieter, und der ist nicht unberechenbar; er weiß, wessen er sich zu ihm zu versehen hat und er rechnet damit, daß er jederzeit an ihn appellieren kann.

So geht er ohne zu wanken seinen Weg, so schaut er es nicht bloß in besonderen Momenten frommer Betrachtung — so schaut er das Leben an.

Wenn es um ihn noch so verworren ist, wenn hundert Dinge gleichzeitig an ihn herantreten, wenn Menschen oder Ereignisse ihn hierhin oder dorthin zu ziehen suchen, wenn Schwierigkeiten und Widerstände

sich türmen — er bleibt bei alledem nicht stehen. Er arbeitet sich durch das Alles hindurch zum Throne des Vaters — er sieht ihn über dem allen walten, er holt sich von ihm Weisung und Hilfe, und so kann er aufrecht und unbeirrt vorwärts schreiten. Ja, es gibt auch für ihn Augenblicke, wo es ihn hart ankommt, durch alles durchzudringen, was sich zwischen ihn und den Vater drängt — aber er dringt doch siegreich vor bis zum Angesicht Gottes, und sobald er so weit ist, muß jeder Sturm sich legen.

Er rechnet nicht mit den Vorgängen im Haushalt, sondern mit dem Hausherrn selbst, nicht mit Naturkräften, sondern mit dem Schöpfer.

Das ist sein Glaube.

Und nun, die Hand aufs Herz! — was findet sich bei uns?

Es fehlt ja heute nicht an frommen Menschen. Es gibt noch sehr viele, die in Andachten und Gottesdiensten festhalten am Gottesglauben, die sich erbauen an den Stücken des Katechismus, die begeistert einstimmen, wenn es erschallt: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich; oder: Ein feste Burg ist unser Gott.

Gläubig gestimmt sein beim Singen oder Bibellesen — ja!

Aber mitten in der harten Wirklichkeit glauben? Dort Ernst machen mit den einfachen Sätzen der drei Glaubensartikel? Nun auch tatsächlich rechnen — für heute, für diese so gestaltete Gegenwart — rechnen

mit dem Tun und Walten des Schöpfers. Die Welt so anschauen, daß es tatsächlich mit ihm zugeht?

Wie fehlt es daran!

Sind wir nicht viel anders noch als jene Jünger dahin gekommen, lauter einzelne Gebiete des Lebens zu sehen, aber nicht mehr den Gebieter; eine Fülle verschiedener Kräfte, aber nicht den, des das Reich und die Kraft ist. Da gelten die Naturgesetze und hier die Regeln der Wirtschaft. Dort geht es mit politischen Mächten zu, und hier wirkt die Gesellschaft mit ihren Ansichten und Ansprüchen. Und Presse und Literatur und das ganze übrige Geistesleben — alle die Fülle verschiedener Einflüsse und Strömungen. Wer kann wissen, wie sich das gestaltet und wo das hinaus will. Ein dumpfes, beklemmendes Gefühl der Unsicherheit greift um sich.

Es fehlt die klare Überzeugung, daß hinter alledem und durch das alles hindurch Einer waltet und alles gestaltet.

So geht es uns auch in unserem persönlichen Leben. Wir finden uns nicht zurecht in der Fülle der Aufgaben, es wird uns ganz bunt vor den verschiedenen Meinungen, die uns entgegentreten, vor allen den Menschen, die etwas von uns wollen, vor ganz unerwartet täglich hereinbrechenden Schwierigkeiten, Verlegenheiten, bitteren Nöten, Entbehrungen, Angriffen, Gefahren. Auf kurze Lichtblicke der Ruhe und der Hoffnung, die wir in stillen Stunden hatten, folgen dann wieder Tage und Stunden voll Unruhe und Un-

klarheit und innerer Zerrissenheit und Hoffnungslosigkeit, bleiernem Druck und stechendem Schmerz. Warum?

Weil wir die Schelte verdienen: wo ist euer Glaube! Weil wir das, was wir an Erkenntnis und Erfahrung haben, nicht hernehmen und nicht richtig den Versuch machen, dieses Licht mitten im Leben zum Leuchten zu bringen und über allem, was geschieht, zu beten: Vater unser, der du bist im Himmel, dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden; wenn uns das gelingt, dann haben wir den Schritt getan vom Gläubigsein zum Glauben.

Noch eins!

Das Schiff, in dem Christus war, konnte nicht untergehen.

Was aus Christus ist in der heutigen Christenheit, gleichviel welcher Konfession, wird nicht untergehen können, einerlei mit welchen Mitteln dagegen angegangen wird.

Alles Beiwerk aber, das Menschliche, Allzumenschliche in der Kirche wird sicher untergehen in den Stürmen unserer Tage, und das soll es auch.

Amen.

## Freut euch der Widerstände!

11. Mai 1930.

Meine lieben Brüder, achtet es für eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtungen fallet,

und wisset, daß euer Glaube, wenn er rechtfchaffen ist, Geduld wirket.

Die Geduld aber soll fest bleiben bis ans Ende, auf daß ihr seid vollkommen und ganz und keinen Mangel habet.

Jaf. 1, 2—4.

Man möchte hier im ersten Augenblick gründlich widersprechen. „Seht es für lauter Freude an, wenn ihr in vielerlei Anfechtungen fallet.“ Das heißt denn doch, die Religion auf die Spitze treiben. Ja, daß man sich ermannt, der Anfechtung die Stirn zu bieten, daß man sich zusammenrafft und sich nicht vollends niederdrücken läßt von den tausend Schwierigkeiten des Lebens — das ist gewiß Christenaufgabe. Aber, daß man sich der Menge der Nöte freuen, ungeteilt freuen soll — bedeutet das nicht, daß uns zugemutet wird, wir sollten uns hinaufschrauben zu einer Unnatur? Wer kann das fertig bringen?

Doch sehen wir näher zu, so finden wir: es ist garnicht die Meinung hier, wir sollten das Bittere für Süß ansehen, weil es bitter ist, oder wir sollten einen Unglücksfall für unser Heil halten, weil er uns

Unglück bringt. Wir sollen das Schwere für einen Gewinn halten, weil es uns ein Eingangsthor bietet zu ewigen Gütern. Wir sollen uns des mancherlei Drucks freuen, der auf uns lastet, weil er ein Weg ist zur Freiheit.

Wenn ein spartanischer Jüngling in den Kreis der Männer hereingezogen wurde, so freute er sich der harten Proben, durch die er jetzt mußte, denn nur durch diese Proben kam er in den Rath der Männer. Als Europa so lange unter dem Druck Napoleons gestanden hatte, freute man sich der bevorstehenden Kämpfe, denn gerade sie eröffneten den Ausblick auf ein neues Zeitalter.

Luther sagt einmal: welcher Kaufmann würde einen großen Betrag an Goldgeld als lästig wegwerfen, weil er so schwer zu tragen ist. Man freut sich des schweren Gewichts, weil eben mit dieser Schwere die Größe des Schazes zusammenhängt. Es wäre traurig, wenn der Beutel leicht wäre.

So freut euch der verschiedenen Anfechtungen, die ihr erfahrt, sagt Jakobus. Es ist mit ihnen darauf abgesehen, daß ihr stärker wurzelt im Ewigen; sie sollen euch helfen, daß ihr die Verbindung nach oben recht lebendig habt: Freut euch, daß ihr kämpfen dürft, denn diese Kämpfe sind dazu bestimmt, daß ihr durchbrecht zur göttlichen Heimat. Darum freut euch der Angriffe und Versuchungen, der Leiden und der Unbill.

Haltet es für eine reine Freude, steht hier — d. h.: laßt es euch eine ungetrübte Freude sein. Gebt euch nicht teilweise dem Schmerz und Unwillen darüber

hin, daß ihr soviel Kämpfe habt: laßt es nicht so sein, daß ihr zuerst über die bösen Zeiten klagt und dann hinterher euch mühsam dazu anhaltet zu denken, daß die Versuchung doch heilsam ist.

Seid nicht halbherzig, sondern ganzherzig. Stellt euch nicht halb bedauernd und halb hoffend zu den Nöten der Zeit! — Seht die Kämpfe, in die ihr gestellt seid, nicht einerseits als Angelegenheiten an und andererseits als Gelegenheiten, sonderu laßt sie euch lauter Gelegenheiten sein, durchzudringen zum Ziel. Haltet die mancherlei Anfechtungen für lauter Freude! Im Griechischen steht für mancherlei — die bunte Menge. Wir lassen uns so leicht verwirren, wenn die Schwierigkeiten, die Verlockungen zum Bösen, die Angriffe finsterner Mächte sich häufen. Es verdrießt uns, wenn in immer wieder wechselnder Gestalt und unvermutet der Kampf neu anfängt. Einmal durften wir einen Sieg erringen — eben gelang es uns — und sofort stehen wieder andere Aufgaben vor uns, die eine Legion von Versuchungen mit sich bringen. Ewig erneut stürmen sie auf uns ein, Mann für Mann und Haufe auf Haufe, gewappnet und geharnischt und überlegen grinsend: was willst du überhaupt gegen uns?! Da sicht unseren verzagten Sinn der Überdruß an und wir meinen, es sei nun endlich genug: einmal laufe das Maß auch über, einmal sei man doch am Ende seiner Kräfte.

Das ist ja so verständlich und wenn es jemand so geht, so soll er nicht an sich verzweifeln und wir wollen uns daran erinnern, daß wir einen Heiland haben, der

Mitleid hat mit unserer Schwachheit. Ich darf es dir für gewiß sagen: du hast es damit noch nicht bei deinem Gott verspielt, wenn du einmal die Arme hängen ließt und schließlich kraftlos und verzweifelt niedersankst. Du kannst darauf zählen, daß im Himmel auch jetzt Verständnis und Erbarmen für dich vorhanden ist.

Aber es bleibt doch dabei: in solchen Stunden waren wir schwach und standen nicht unseren Mann und ließen uns dahin bringen, das, was uns begegnete, als das Gegenteil dessen anzusehen, was es eigentlich war oder wozu es doch für uns werden sollte: die Menge der Nöte sollte uns eine Fülle von Hilfe bringen; die mancherlei Schwierigkeiten sollten dazu führen, daß uns mancherlei Kräfte geschenkt werden. Die Größe der Anfechtung sollte uns Kühn machen, Großes zu hoffen.

Viel Feind, viel Ehr! das gilt ganz gewiß für den Kampf des Glaubens. Luther sagt einmal: Es ist Gottes Ehre, daß er nicht mit geringen, wenigen und unansehnlichen Feinden kämpft — er läßt ihrer viele und mächtige auf den Plan treten und sie noch immer mehr sich zusammenzurotten und das Getümmel schier unmenschlich werden und läßt sie noch eine Weile gewähren — dann aber spricht er: bis hierher! und fährt unter sie und richtet einen Schrecken an unter den Feinden, des sie wahrlich nicht gewartet haben und macht es gar aus mit ihnen.

Wir erinnern uns des Augenblicks aus dem Kriege, wo Mackensen mit mehreren Divisionen in Polen umzingelt war. Der Ring war geschlossen, und man hatte

schon Eisenbahnwagen bestellt zum Abtransport der Gefangenen. Da kam plötzlich die total unerwartete Nachricht: Mackensen ist an zwei Stellen durchgebrochen und hat den ganzen Sektor zwischen den beiden Punkten, etwa ein Drittel der ihn einschließenden Truppen mitgenommen.

Laßt euch die vielerlei Anfechtungen eine um so größere Freude sein! Und wenn die Angriffe von allen Seiten kommen und wir vollkommen eingekreist sind — ist Gott mit uns, so wird das alles nur dazu führen, daß der Sieg größer und umfassender wird. Je mehr Feinde, um so höher schlage uns das Herz! Jubilate — ob der vielen und mächtigen Widerstände laßt uns unverdrossen und unverzagt bleiben — freut euch ihrer mit reiner Freude, denn ihr wißt, was sie künden.

Amen.



## Singet dem Herrn ein neues Lied!

18. Mai 1930.

Singet dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder. Er sieget mit seiner Rechten und mit seinem heiligen Arm.

Psalm 98, 1.

Für Menschen, die nach Gott fragen, für alle, die seine Nähe suchen, war immer das Lied von großer Bedeutung. Der Dichter, der frisch und unmittelbar ausspricht, was in seiner Seele lebt, steht ja den göttlichen Geheimnissen viel näher als der Denker, der grübelnd und flügelnd sie zu fassen sucht. Im Liede kann das, was zwischen Gott und Mensch vor sich geht, viel einfacher, lebhafter, stärker, hinreißender ausgesprochen werden als in den Lehrsätzen der Theologen.

Wir haben in diesem Jahr die 400-Jahrfeier der Ausburgischen Konfession. Wir werden den Wert der großen Bekenntnisschriften nicht unterschätzen. Wir wissen, was sie für die evangelische Theologie bedeutet haben. Aber wir wissen es auch: nicht die gelehrten Sätze der Konkordienformel oder der Augustana haben dem Evangelium den Weg gebahnt in die Gemeinden; neben den schlichten Worten des Katechismus waren es vor allem die Lieder, die den göttlichen Kern der Reformation so vielen nahebrachten; und die Vorkämpfer der Gegenreformation haben oft gesagt: wenn die Evan-

gelifchen ihre Lieder nicht hätten, wären wir schon längst mit ihnen fertig geworden.

In den dürren Zeiten, die der Reformation folgten, wo die Predigt ſich in langen ſchwierigen Auseinanderſetzungen bewegte und es überall an Kraft und Friſche fehlte, waren es wieder die Lieder, in denen man Licht und Stärkung ſuchte. Wo man ſang, da glimmte immer noch ein Docht des Glaubens. Gottinnige Lieder, werden ſie einmal gegeben, können auf lange Zeit hinaus lebenspendend wirken.

Aber es währt eben doch ſeine Zeit — dann werden dieſe Lieder alt, ihre Kraft iſt abgenutzt; — ſie können den Dienſt nicht mehr tun, den ſie einſt taten; die Zeit bedarf neuer Lieder.

Singet dem Herrn ein neues Lied! Laßt es ſo friſch, ſo einfach, ſo unmittelbar aus der Seele dringen; ſingt ſo aus den Schmerzen und Kämpfen, aus dem Suchen und Fragen, aus der Freude und Hoffnung eurer Tage — ſprecht, wenn ihr ſingt, ſo die Sprache von heute, daß jeder ſie verſteht, daß es uns Menſchen der Gegenwart anfaßt, ob wir wollen oder nicht. Gebt uns Lieder, die nicht bloß eine Ehrfurcht in uns erwecken als Denkmäler einer großen Zeit; als Ausdruck des Glaubens der Väter — laßt es ſolche Lieder ſein, die uns das Göttliche ganz nahe bringen, die uns zu einem Quell des Gotterlebens werden, die innig und vertraut, mächtig und erhebend uns berühren.

Iſt das nicht eine unmögliche Forderung? Oder war es nicht als Forderung gemeint, ſo iſt es doch ein

ohnmächtiger Wunsch. Woher sollen solche Lieder kommen? Wer kann sie machen?

O ja, machen kann sie keiner. Solche Lieder werden geboren. Und damit es dazu kommt, muß etwas geschehen. Was denn?

Singt dem Herrn ein neues Lied, denn er tut Wunder. Wenn von oben Wunder geschehen, erklingen die neuen Lieder.

Was sind Wunder? Nicht allerlei seltsame, erstaunliche Dinge. Von Wundern spricht die Bibel da, wo irgendwie das Ewige hereinleuchtet in die Zeit — wo die himmlischen Mächte die Schranken der Erdgebundenen durchbrechen — wo die Gottheit zur Menschheit sich neigt und sie etwas schauen läßt von ihrer Majestät — wo der Schöpfer, nachdem heillose Zustände um sich gegriffen hatten, wieder heilend und helfend in seine Schöpfung eingreift, wo neue göttliche Offenbarungen uns verirrtten Erdenkinder wieder den Weg weisen — überall da spricht die Bibel von Wundern.

Wo solche Wunder geschehen, da erklingen die neuen Lieder. Im Frühling schlagen die Nachtigallen — im Winter sind sie stumm oder sie haben sich davon gemacht.

Wann wird es wieder Frühling? Wann brechen wieder göttliche Kräfte herein in diese entgöttlichte Welt? Wann geschehen wieder Wunder?

Man möchte meinen: das komme, wann es kommt; es sei eben Schicksal, ob eine Zeit neue Offenbarungen erlebt oder nicht — das hänge in keiner Weise von uns ab.

So ist es aber doch nicht.

Die Evangelien berichten: Jesus habe die göttlichen Kräfte, die ihm gegeben waren, dorthin nicht bringen können, wo er keinen Glauben fand.

Liebe Gemeinde. Es ist doch nicht bloß so, daß einzelne Menschen sich durch ihren Unglauben um die Hilfe von oben bringen. Ein ganzes Zeitalter kann sich mit seiner Art zu denken abschließen gegen die obere Welt. Es kann der Geist des Unglaubens allgemein so überhand nehmen, daß die Kräfte des Himmels nirgends mehr ein Eingangstor finden.

Es gab eine Zeit — wir kennen sie nur zu genau — wo nichts für so sicher galt, als daß es keine Wunder geben kann. Daß über das hinaus, was uns bekannt, erfahrbar, meßbar, berechenbar ist, irgend etwas geschehen könne — dafür hatte man nur ein mitleidiges Lächeln. Wenn es einen Gott gebe, so könne er nur sein und wirken innerhalb dessen, was unser Verstand überblickt.

Da traten dann mit großem Eifer — gewiß in der besten Meinung — fromme Leute auf, Hüter der kirchlichen Lehre und verteidigten den Wunderglauben. Aber von welchen Wundern sprachen sie?

Nicht von denen, die Gott tut, sondern von denen, die er tat, einst in grauer Vorzeit. Daß einst (Perfektum) Wunder geschehen sind — dafür trat man unbedingt ein. Aber daß jetzt (Praesens) Wunder geschehen, daß heute frische Offenbarungen gegeben werden können, daß aufs Neue himmlische Mächte erleuchtend, heilend, reinigend, neuschaffend hereintragen können

in die Zeit, daß es wieder Propheten, neugeschaffene Menschen, Krankenheilungen geben könne — das war eben dasjenige, womit man ganz und garnicht rechnete — was man für ebenso ausgeschlossen hielt wie die, gegen welche man kämpfte.

Glauben heißt aber doch nicht bloß überzeugt sein von dem, was Gott t a t, — es heißt vor allem o f f e n sein für das, was er t u t.

Er t u t Wunder. Hier versagt der Glaube. Hier reichten sich Gegner und Verteidiger, Gläubige und Ungläubige die Hand. Man lebte gemeinsam in einem G e f ä n g n i s, dessen Mauern man mit dem Verstande gebaut hatte — es könne heute ganz gewiß nichts geschehen, als was uns bekannt und berechenbar sei. In diesem Gefängnis fehlte alles höhere Licht, die Luft wurde immer dumpfer.

Wir können und werden nicht länger in diesem Kerker leben. Wir werden ausbrechen aus seinen Mauern. Wir werden jenen Verstandesglauben, der für heute alle g ö t t l i c h e n Möglichkeiten in Abrede stellt, über Bord werfen als einen alten Ballast, als eine öde Philisterei, mit der wir nichts anzufangen wissen.

Der Herr t u t W u n d e r. Indem wir das sagen, sehen wir uns nicht verschämt um, ob man uns am Ende erstaunt anblickt. Wir sind uns vielmehr bewußt, daß dies das Normale, Gesunde, das einzig Mögliche ist — w e n n man Gott glaubt — an einen Gott zu glauben, der n i c h t b l o ß w a r, sondern ist, der nicht nur wirkte, sondern wirkt, der nicht nur offenbarte,

sondern offenbart, der nicht nur schuf, sondern der schafft.

Und wenn du sagst: mit mir steht es so böse, mein Fall ist so verzweifelt, daß mir nur noch durch ein Wunder geholfen werden kann, so antworte ich: Heil dir! dir wird geholfen werden, denn der Herr tut Wunder.

Und wenn heute allgemein die Klage erschallt über den Niedergang der Zeit, wie sie haltlos dem Verderben entgegenreibt — falls nicht etwas ganz Unberechenbares zu ihrer Rettung geschieht, so antworten wir: Dann ist die Rettung sicher, denn von Oben her geschehen Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt, wenn der Allmächtige eingreift mit seinem heiligen Arm.

Wenn das geschieht, dann wird es Frühling. Dann kehren die Nachtigallen wieder. Dann gibt es neue Lieder.

Amen.

## Gottes Kommen in der Völkernot.

6. Januar 1931.

Solches sahest Du, bis daß ein Stein herabgerissen ward ohne Hände, der schlug das Bild an seine Füße, die Eisen und Ton waren, und zermalmte sie. Da wurden miteinander zermalmt das Eisen, Ton, Erz, Silber und Gold und wurden wie Spreu auf der Sommertenne, und der Wind verwehte sie, daß man sie nirgends mehr finden konnte. Der Stein aber, der das Bild schlug, ward ein großer Berg, der die ganze Welt füllte.

Dan. 2, 34, 35,

Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Mt. 9, 37, 38.

Nichts ist so schwer wie zwecklose Arbeit oder sinnloses Leiden. Die schwierigste Arbeit, das qualvollste Leiden ist erträglich, wenn man weiß, daß sie zu einem ganz bestimmten großen Ziel führen. Was kann ein Mann leisten, wenn es gilt, wichtige Aufgaben zu erfüllen, was kann eine Frau ertragen, wenn ein Kind zur Welt kommen soll. So ist es im einzelnen Menschenleben. So ist es auch im Leben der Völker.

Wir haben so viele Worte in der Bibel, die uns

Licht geben über den Sinn des Leidens im einzelnen Menschenschicksal. Aber wir bekommen auch oft Aufschluß über den Sinn der großen Leiden und Zusammenbrüche in der Völkerwelt. Gerade diese Stelle aus dem Daniel antwortet auf die Frage: wo soll es hinaus mit allen Wehen und Erschütterungen in der Welt?

Den König Nebufadnezar bewegt die Frage, wie es wohl einmal in der Welt gehen wird. In einer Nacht hat er ein Gesicht. Vor ihm steht ein mächtiges Bild: das Haupt ist von feinem Golde, die Brust und Arme von Silber, die Lenden von Erz, die Schenkel aus Eisen und die Füße teils aus Eisen, teils aus Ton.

Da fällt von oben ein Stein, der der Statue die tönernen Füße zermalmt. Gleichzeitig wird die ganze Gestalt, auch das was aus Eisen, Erz, Silber und Gold ist, zerschlagen und verschwindet. Der Stein aber wächst, wird zu einem großen Berge und erfüllt zuletzt die ganze Welt.

Die verschiedenen Teile des Standbildes sind die verschiedenen Reiche und Kulturen der Weltgeschichte. Der Stein, der ohne das Zutun von Menschenhänden herabgerissen wird und an das Bild schlägt, ist das Reich Gottes, das einmal alle sonstige Herrschaft aufheben und alle Welt erfüllen wird.

Das bedeutet: wenn über Nacht mächtige Staaten zusammenbrechen, wenn es Umwälzungen gibt von solchem Umfang und von solcher Tragweite, daß von dem, was einst groß und maßgebend war, auch nicht mehr eine Spur zu finden ist, so kommt das nicht von

ungefähr. Solche tiefgreifende Veränderungen geschehen nicht ohne einen ganz bestimmten Sinn und Zweck. Das alles ist Wegbereitung für das Kommen der Gottesherrschaft; ja, es ist schon das ein Anbruch der Gottesherrschaft, daß solche Dinge geschehen.

Welch ein helles Licht fällt von hier auf das Geschehen der letzten zwei Jahrzehnte. Was ist alles dahingesunken! Wir denken nicht bloß an das, was im Westen stürzte und welche Kreise dieser Sturz in der europäischen Kulturwelt gezogen hat. Von viel größeren Folgen für die Weltgeschichte war es, daß im Osten die drei großen Reiche zusammenbrachen: das russische, das türkische und das chinesische. In allen diesen drei Reichen hatte der Herrscher eine religiöse Bedeutung: der russische Kaiser galt als der Beschützer des wahren Glaubens und als der Vorkämpfer des Christentums in der Welt. — Der chinesische Kaiser hatte den Namen Himmelssohn und wurde angesehen als Stellvertreter der Gottheit auf Erden. — Der türkische Sultan galt wiederum als Schirmherr des einen Glaubens; er hatte die Aufgabe, alle Völker der Welt einmal dem Islam zu unterwerfen. Was waren das für mächtige religiöse Ideen. Wie haben sie Jahrhunderte, Jahrtausende hindurch das Denken mächtiger Völker bestimmt und ausgefüllt. Wie haben sie bis in die letzten Lebensäußerungen hinein ihre ganze Haltung bestimmt. Und gerade weil diese Völker ihre ganz bestimmten, ausgeprägten religiösen Überlieferungen hatten, darum waren sie, bis auf verschwindende Ausnahmen, dem Evangelium ganz unzugänglich. Welch ein Wandel ist

nun geschaffen, wo mit den Trägern dieser religiösen Ideen, diese Ideen selbst ihre Macht verloren haben. Welche Möglichkeiten sind dadurch gegeben. In China, unter den Völkern des Islam, in Rußland (das macht zusammen die halbe Menschheit) ist im religiösen Sinne ein leerer Raum entstanden, der darauf wartet, daß er wieder gefüllt wird. — Wir stehen immer wieder so unter dem Eindruck neuer großer Ereignisse, daß wir noch garnicht dazu gekommen sind, diese Geschehnisse in ihrer Bedeutung zu werten: was allein der Zusammensturz der chinesischen Kultur und Monarchie bedeutet. —

Ebenso verweht sind in den letzten Jahren die uralten Überlieferungen der kleineren weißen und farbigen Völker. In Afrika, Südamerika, in Polynesien ist nur noch ein winziger Rest nach von den alten Religionen und einheimischen Kulturen. Noch stehen einige Staaten in der alten und in der neuen Welt groß und ragend da. Aber es ist kein Geheimnis mehr, daß auch diese Kolosse auf tönernen Füßen stehen und daß die Tage ihrer Macht gezählt sind.

Das Ganze wäre freilich ein trostloses Bild, wenn es garkeinen Ausblick gäbe aus diesem Zusammenbruch, wenn hinter dem allen das Nichts wäre, die bloße Verneinung; wenn alle die namenlosen Qualen und Kämpfe ins Leere liefen.

Wir wissen, daß es nicht so ist. Es ist der Stein, der an das Bild schlägt. Es ist die Gottesherrschaft, die mächtig an die Tore der Welt pocht. Das Ziel aller dieser Katastrophen ist nicht bloß das, daß hier und da einige Menschen Gott

näher kommen; sondern der Stein, der bisher so viel zerschlagen hat, soll die Welt erfüllen; der ganzen Menschheit soll ihre ursprüngliche Gottesnähe wiedergelesen werden.

Darum haben wir keinen Grund, eine Zeit, in der so Vieles sich auflöst und dahinfällt, pessimistisch anzusehen. Christus sagt: wenn ihr das alles geschehen seht, so hebt eure Häupter empor, darum daß sich eure Erlösung naht! Und hier, Matth. 9, am Schluß heißt es: „Die Ernte ist groß!“ Es ist gerade jetzt eine Zeit großer Möglichkeiten. Ja, gewiß, in so aufgeregten Zeiten, wo so viele Stützen dahinsinken, sind viele Wirkungsmöglichkeiten da für den Geist, der stets verneint, und an der Oberfläche sehen wir fast nur Verfallerscheinungen. Aber in der Tiefe, in den verborgenen Unterströmungen ist unsere Zeit eine Zeit der religiösen Hochspannung, schmerzlicher Erwartung, heißer Gottessehnsucht. Das ist im alten Europa ebenso wie in China und Indien, und neuerdings bricht sich auch in Amerika solch ein mächtiges Suchen Bahn. Es kommt freilich alles darauf an, daß dieses Fragen die richtige Antwort, diese Spannung die rechte Lösung findet. Mit bloßen frommen Theorien, mit stimmungsvollen Gottesdiensten oder mit religiös-moralischen Lehren ist den Völkern heute nicht mehr geholfen. Da, wo überall die Traditionen zusammenbrechen, können wir mit dem nicht mehr helfen, was wir aus unseren kirchlichen Traditionen schöpfen.

Das ist alles viel zu ohnmächtig, viel zu harmlos gegenüber den Schäden von heute. Unsere Zeit braucht

neue Gottesoffenbarungen. In den Geisteskämpfen, die bevorstehen, werden es Schultheologen und Kirchenbeamte nicht mehr schaffen. Unsere Zeit braucht wieder Apostel und Propheten, Menschen, die unmittelbar in Gottes Auftrage etwas zu künden haben. Das ist ja auch der Sinn dieser Worte: „Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter sende in seine Ernte.“ Wen Gott sendet, der ist sein Gesandter, und Gesandter heißt auf griechisch Apostel. Christus fordert uns auf, zu bitten um Menschen mit apostolischer Vollmacht, weil mit geringeren Kräften die große Ernte nicht einzubringen ist, die große Sehnsucht nicht gestillt, die große Schlacht nicht geschlagen werden kann. Wenn ein Reich einen Gesandten mit großen Vollmachten ausstattet, so geschieht das ja nicht, damit dieser Mensch persönlich einen Glanz bekommt, sondern damit sein Reich würdig vertreten ist.

Laßt uns bitten um Arbeiter, die der großen Aufgaben unserer Tage würdig sind, die von oben die Kraft haben, das Ungeheuer aus dem Abgrund, wo es ihnen begegnet, zurückzuschleudern dorthin, von wo es kam.

Das Werk der Mission können nur treiben Menschen, die eine Mission, d. h. eine Sendung haben. Um den Völkern das Evangelium zu bringen, muß man ein Botschafter sein. Evangelium bedeutet ja nicht Lehre, sondern Botschaft. Gewiß, auch die christliche Lehre ist nicht zu entbehren. Aber sie kann niemals die Botschaft ersetzen. Was ist der Unterschied zwischen beiden?

Ende 1917, Anfang 1918 gab es in unseren Städten manchmal Vorträge über Deutschlands Geschichte, über seine Stellung im Weltkriege und Ähnliches. Nun, war es Eins, wenn in jener Zeit einer, der der Sache kundig war, einen Vortrag hielt über deutsche Literatur oder Geschichte? — oder ob eines Tages einer atemlos ankam mit dem Ruf: „Die Deutschen sind da“? Das Eine war Lehre, das Andere — Botschaft.

Evangelium ist nicht Lehre über Christus oder das Christentum — Evangelium ist die Botschaft, daß Christus nahe ist, daß die Mächte des Himmels da sind, und daß es darum göttliche Befreiung und Belebung gibt für jeden, der sie ersehnt.

Christus heißt uns, bitten um Menschen, die den Völkern diese Botschaft bringen können. Und wir?

Wir wollen Gott loben dafür, daß wir zu solch einer Bitte beauftragt sind.

Amen.

## Richtig messen.

31. Dezember 1930.

Er sagte aber zu einigen, die sich selbst vermaßen, daß sie fromm wären, ein Gleichnis. Luf. 18, 9.

Eigentümlich klingt zur Jahreswende das Geläute von unseren Türmen. Ernster, mahnender, wuchtiger als sonst tönt der Ruf der Glocken. Kleiner, bescheidener wird so mancher, der sonst von seiner Wichtigkeit durchdrungen war.

Ist nicht das der Sinn dieser Feier?

Sie erreicht nur dann ihren Zweck, wenn sie ausgeräumt mit aller Vermessenheit. — Das Evangelium (Lukas) erzählt uns von einer Begegnung, die Christus hatte mit Menschen, die sich selbst vermaßen.

Was heißt das?

Sich verrechnen, heißt: falsch rechnen.

Sich erzählen, heißt: falsch zählen.

Sich vermessen, heißt: falsch messen; einen falschen Maßstab anlegen und dadurch zu einem falschen Resultat kommen. —

Zu Menschen, die das tun, sagt Christus ein Gleichnis. Man kann wohl sagen: die ganze Lehre Christi hat es darauf abgesehen, uns den falschen Maßstab aus der Hand zu nehmen und uns den richtigen zu geben.

Welches ist der falsche Maßstab, der uns zur Lüge verführt? Der falsche Maßstab sind die A n d e r e n. „Ich danke dir, daß ich nicht bin wie andere!“ Diese Anderen sind Menschen unserer Umgebung, die, gleich uns, fern sind von ihrer hohen göttlichen Bestimmung. Der falsche Maßstab ist der gottentfremdete Mensch. — Es ist ein erschreckendes Zeichen für unsere innerste Art, daß wir einen unüberwindlichen Hang haben, uns an denen zu messen, denen so oder anders ein Gutes fehlt. Der Kleinstädter, der ein paar Monate in der Großstadt war, mißt sich an Weite des Blicks nicht mit den Menschen dort, die ihm so weit überlegen waren, sondern mit denen in den engen heimischen Verhältnissen; er dünkt sich soviel großzügiger als sie und merkt es garnicht, daß er durch das Anlegen dieses Maßstabes sich selbst verurteilt, ein Kleinstädter zu bleiben. — Der Akademiker der vom Studium zurückkehrt in die Provinz, hat es sehr bald vergessen, wie klein er dastand vor seinen Lehrern auf der Hochschule. Er weiß ja soviel mehr als fast alle in seiner Umgebung. Es kommt ihm garnicht zum Bewußtsein, daß er mit dieser Denkweise aufgehört hat, ein Akademiker zu sein und selbst ein Philister geworden ist.

Wie leicht ist es, durch Bildung, Moral, Frömmigkeit dahin zu kommen, daß man mehr kann oder weiß als viele oder die meisten in der Umgebung; wie wenig kostet es uns, vorteilhaft abzustechen von denen, die in ihrer ganzen Grundrichtung ebenso eng, ebenso erdgebunden und eitel sind wie wir. Sich mit ihnen

messen bedeutet, sich vermessend. Sie zum Maßstab nehmen, heißt: den falschen Maßstab führen.

Welches ist denn der richtige Maßstab? Das rechte Maß ist nicht der gottferne Mensch, sondern der gottnahe Mensch; nicht der, in dem das Licht der Schöpfung fast gänzlich verfinstert ist, sondern der, aus dem dieses Licht in voller Klarheit leuchtet. Nicht der Knecht kann unser Maßstab sein, der uneingeweihte, beschränkte, stets widerwillige Diener, sondern der Sohn, der durch die volle Lebensverbindung mit dem Vater dessen Art an sich hat, sich mit Freiheit bewegt und froh ist, des Vaters Werke zu tun. „Ihr sollt Söhne sein eures Vaters im Himmel.“

Das ist die erstaunlich einfache und darum so erschütternde Lehre der Bergpredigt: der Mensch, weil er von Gott herkommt, soll auch göttlich geartet sein. Er soll eine Weite des Blicks, eine Hochherzigkeit der Gesinnung, eine Großzügigkeit in seinem ganzen Verhalten haben, die seiner hohen Abstammung angemessen ist. — Bei einem kaiserlichen Prinzen, wenn er im Auftrage des Vaters handelt, genügt es nicht, daß an seiner Kleidung keine groben Mängel sichtbar sind. Seine Erscheinung muß ganz strahlend und fleckenlos sein. — Wir Menschen sind durch unsere göttliche Herkunft berufen, die obere Welt hier unten zu vertreten. Da bleiben wir weit unter unserer angestammten Würde, wenn wir uns von der größten äußeren Befleckung freihalten. Unser Wesen soll

bis nach innen hinein Licht sein. Es soll auch nicht der Schatten einer unreinen Gier auf unsere Seele fallen. Es darf der Gifthauch kleinlicher Mißgunst oder Rachsucht nicht im geringsten trüben den Spiegel da drinnen, der das Licht der Gottheit widerstrahlen soll. — Wie der himmlische Vater die Gabe des Sonnenlichts unterschiedslos allen schenkt, so sollen wir befehlet sein von einer ganz gelösten heiteren Freundlichkeit, von derselben göttlichen Wärme und Hilfsbereitschaft zu allen: zu den Gerechten und Ungerechten, zu den Angesehenen und Unangesehenen, zum gedunsenen Säufer wie zum tadellosen Pflichtmenschen, zum Führer der Gottlosenbewegung wie zum Diener der Kirche, zu den Entgleisten und Versumpften wie zu den Stützen der Gesellschaft. Wir sollen den hellen Blick haben, der stets durch allen Schutt und alles Entstellende hindurch dennoch das Ewige im Andern sieht. Wir sollen gerade da, wo das Göttliche im Anderen aufs Äußerste gefährdet ist, erzittern vor Ehrfurcht, daß wir es nicht vollends verderben. Wir sollen gerade für die, deren Leben irgendwie getrübt oder verdunkelt ist, Transparente der göttlichen Herrlichkeit sein. Wir sollen als die Söhne die ganze Hoheit des himmlischen Vaters repraesentieren; seine unverfälschte Güte unseren Mitmenschen weitergeben. Freilich auch wie er ein rechtes Gericht richten, und allen ohne Ansehen der Person, Freund und Feind, Nahen und Fernen, wenns nothut, die Augen öffnen über ihr Unrecht. Völlig unbeeinflusst sein in unserer Haltung von jeder Furcht oder Parteinahme. Das heißt im Sinne des Evangeliums: ein Sohn sein, seine

Art und Prägung von oben haben; auf der ganzen Linie ein Träger göttlichen Lichtes sein.

Erst wenn wir dieses Maß haben, messen wir richtig. An diesem Maßstab können wir es richtig feststellen, wie nichtig das ist, was wir Bildung nennen, wie knechtisch unsere Moral, wie eng und beschränkt unsere Frömmigkeit ist. Hier hört die Vermessenheit auf. Hier schrumpfen die Unterschiede, die wir gewohnt sind, so wichtig zu nehmen, zu einem Nichts zusammen: sie sind alle Sünder, und es fehlt ihnen an der Herrlichkeit, die sie von Gott her haben sollen.

Herrlichkeit bedeutet: Lichtglanz, Hoheit, unbedingte Siegesgewalt über alles Böse. Soweit wir auf unserem Wege der Schlange den Kopf zertreten, sofern wir unbedingt erhaben sind über alle allzumenschlichen Schranken, soweit wir den Glanz göttlicher Liebe tragen in eine kalte, liebeleere Welt — soweit, und nicht mehr, geben wir unser Maß, das Menschenmaß, aus. An diesem Maßstab können wir erst ermessen, was es bedeutet, wenn wir an der Schwelle des alten Jahres bitten: vergib uns unsere Schuld! was wir alles schuldig geblieben sind im Laufe dieses Jahres, für welches ein Maß von Geduld wir zu danken haben.

Ist uns das einmal aufgeleuchtet, dann haben wir auch das richtige Maß dafür, was wir für unseren weiteren Weg von oben erwarten und erbitten sollen.

Amen.

## Richtig auswählen.

2. März 1930.

Es begab sich aber, da sie wandelten, ging er in einen Markt. Da war ein Weib, mit Namen Martha, die nahm ihn auf in ihr Haus. Und sie hatte eine Schwester, die hieß Maria; die setzte sich zu Jesu Füßen und hörte seiner Rede zu. Martha aber machte sich viel zu schaffen, ihm zu dienen. Und sie trat hinzu und sprach: Herr, fragest du nicht darnach, daß mich meine Schwester läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß sie es auch angreife. Jesus aber antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha, du hast viel Sorge und Mühe: e i n s aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählet, das soll nicht von ihr genommen werden.

Luf. 10, 38—42.

Die Worte Jesu sind meist nicht als allgemeine Regeln aufzufassen. Sie sind darum nicht zu allen Zeiten und unter allen Umständen in gleicher Weise anzuwenden. Viele seiner Worte sind zu einer bestimmten Zeit, in einer ganz bestimmten Lage an bestimmte Menschen gerichtet.

Da müssen wir uns erst einmal die Mühe nehmen, diese Zeit, diese Lage zu erfassen. Dann erst geht uns etwas vom Sinn dieser Jesusworte auf und wir bleiben davor bewahrt, durch ihre falsche Anwendung in einen frommen Irrtum zu verfallen.

Die bekannte Erzählung, die wir eben lasen, hat schon oft dazu herhalten müssen, eine gute Begründung abzugeben für ein ungutes Verhalten. Man sagt so: Maria sitzt still und andächtig und hört den Worten Jesu zu. Sie bekommt das Lob, sie habe das bessere Teil erwählt im Vergleich zu ihrer Schwester, die sich im Haushalt zu schaffen macht. Folglich: es ist eben wichtiger seine Andacht zu haben, seine Bibel zu lesen, gottesdienstliche Versammlungen zu besuchen, als seinem Beruf nachzugehen.

Nach dieser Bibelauslegung kommt es dann schließlich als Gott wohlgefälliges Werk zu stehen, daß eine Hausfrau ihre Wirtschaft, eine Mutter ihre Kinder, ein Mann seine nächstliegende Arbeit vernachlässigt.

Wir haben im Neuen Testament ein Wort, das uns in dieser Frage kräftig Bescheid gibt: Wer seine eigenen Hausgenossen nicht versorgt, ist vom Glauben abgefallen und ärger als ein Heide.

Das Göttliche steht nie im Widerspruch zum einfach Menschlichen. Das, was menschlich am nächsten liegt, sich am natürlichsten ergibt, ist auch immer das göttlich Gewiesene.

Darum ist Beten, sich Erbauen, Andacht halten durchaus nicht immer das bessere Teil im Vergleich zum einfachen praktischen Tun.

Wie ist denn aber das berühmte Wort an Martha zu verstehen?

Es heißt nach dem Griechischen: Martha machte sich viel zu schaffen, um ihren Gast reichlich zu bewirten. Es war ja so gut gemeint und es ist ein so verständ-

licher Hausfrauenstolz, daß sie für diesen Gast etwas mehr aufstischen will als sonst, daß sie viel daran setzt, den Tisch etwas nett zu machen und daß sie auch die Speisen recht hübsch auftragen möchte. Das gibt aber nun einmal ein großes Stück Arbeit. Sie kann es allein nicht schaffen. Soll es sie dann nicht wurmen, daß ihre Schwester so da sitzt, als ginge das alles sie nichts an?

„Sage ihr doch, daß sie es auch angreift!“

Ihr Gast antwortet ihr (wir lesen wieder nach dem Urtext): Martha, du sorgst und mühst dich um vielerlei. D. h. du willst mir vielerlei vorsetzen: aber nur wenig oder eins ist nötig! D. h. ein wenig von der einen oder anderen Speise genügt vollständig. Du brauchst nicht so mancherlei aufzutragen.

Nach Luthers Übersetzung klingt es etwas anders: „Martha, du hast viel Sorge und Mühe. Eins aber ist not.“ Das verstehen wir dann so: Martha habe so vieles im Sinn, sie vergesse, daß sie vor allem eins nötig habe. So steht es aber eigentlich nicht da; sondern Jesus sagt ihr, er habe nicht so viel nötig; ein wenig genüge vollkommen. Das könne sie schnell bereiten und brauche darum nicht ihre Schwester abzurufen.

Denn Maria hat sich das gute Teil erwählt.

Was bedeutet hier: das gute Teil? Wir wissen, wie der Menschensohn es ernst genommen hat mit dem Wort gut. Als ihn einmal einer fragte: Guter Meister, was soll ich tun, daß ich das ewige Leben erlange,

da antwortete er: Was nennst du mich gut? Niemand ist gut, als Gott allein! — Nur das Göttliche ist gut. So bedeutet das gute Teil, das Maria gewählt hat (eigentlich ausgewählt): sie hat unter den verschiedenen Möglichkeiten, die eben vor ihr standen, die erwählt, die in diesem Fall die göttlich gewiesene war.

Nicht weil es an und für sich frömmere wäre, still zu sitzen und zu hören, bekommt sie die Anerkennung, daß sie das gute Teil gewählt hat, sondern weil es in diesem besonderen Fall Gottes Wille ist, daß sie die Arbeit läßt und ruhig zuhört. Unter anderen Umständen, zu einer anderen Zeit wird es sicher darauf ankommen, eine Arbeit anzufassen und sich tüchtig zu mühen — dann ist das gute Teil eben Hausarbeit, einfacher praktischer Dienst.

Maria hat das gute Teil ausgewählt. Es steht nicht ein für allemal zum voraus fest, was das Gute ist. Das Gute will jedesmal gefunden sein, wir haben es auszuwählen unter den verschiedenen Möglichkeiten, die sich uns bieten. Wir können es nicht einfach aus Bibel oder Katechismus ablesen.

Aber nun wollen wir uns noch einmal der anderen Schwester, der vielbeschäftigten Hausfrau zuwenden. Mir scheint, wir Menschen von heute sehen ihr oft zum Berwecheln ähnlich — darin, daß wir uns immer gleichzeitig mit so mancherlei Dingen zu schaffen machen. Man hält das oft für eine große Christentugend, sich

an recht vielerlei Arbeiten zu beteiligen. Hier und dort in Vereinen tätig zu sein; da und wieder da Beziehungen anzuknüpfen; aus einer Sitzung oder Versammlung in die andere zu gehen — man meint, mit diesem Vielerlei am besten Christus zu dienen.

Aber am Ende gilt auch hier der Bescheid: Du sorgst und mühest Dich um vielerlei — aber wenig oder eins genügt. — Zwei alte Studienkameraden treffen sich. Der eine von ihnen ist Pastor. Er ist zu einer Tagung zugereist. Sein Freund, der einen anderen Beruf hat, wohnt ständig in der Stadt. Es entspinnt sich folgende Unterhaltung: „Du bist wieder einmal hier wie so oft in den letzten Jahren und hast noch keinmal deinen alten Freund besucht!“ — „Wie soll ich? Es gibt jedesmal so unsagbar viel zu tun mit all den Sitzungen und Beratungen. Man ist in einer Heze.“ — „Du in Heze? Das ist doch ein gottloser Zustand?“

Das war eine gute Laienpredigt und ich habe mir sagen lassen, daß sie dem Pastor noch heute nachgeht.

Mit Heze ist Christus nicht gedient, heute so wenig wie einst. Und obgleich ich aus den Worten an Martha keinen schweren Vorwurf heraushöre, obgleich es keinem Zweifel unterliegt, daß der Gast in Bethanien den guten Willen nicht verkannt hat, der darin lag, daß seine Freundin recht viel für ihn tun wollte; obgleich ich es mir denke, daß er sehr freundlich mit ihr gesprochen hat, und vielleicht auch ein kleiner An-

flug eines Lächelns um seinen Mund spielte, als er sagte: Du sorgst dich um so viel Verschiedenes; ein ganz einfaches Abendbrot genügt ja auch. —

Obgleich ich mir denke, daß der Menschensohn zu uns Vielgeschäftigen von heute ebenso freundlich steht — bleibt es doch ein so ernstes Wort: Du mühest Dich um so viel verschiedene Dinge. Weniges oder eins genügt!

Wenn du lieber über Wenigem treu sein wolltest! Wenn Du doch einmal eine Sache ernst zu nehmen vermöchtest!

Wenn wir es uns doch allemal richtig angelegen sein ließen, das gute Teil zu finden: das was jetzt, in diesem Augenblick, in dieser Lage von oben gewiesen ist, was eben göttlich nötig ist. Und das ist zur Zeit immer nur eins. In diesem Sinn bleibt Luthers Übersetzung doch bestehen. Eins ist not!

Es sind nicht hundert oder ein Duzend Dinge, die im selben Moment vom himmlischen Vater uns zugemutet werden.

Es liegt ihm ebenso fern, uns mit Aufträgen und Arbeiten zu überbürden, wie es einem Feldherrn fern liegt, einen Offizier oder Soldaten mit einer Überfülle von Weisungen zu verwirren und nervös zu machen.

Gott gibt zur Zeit eine Aufgabe. Das Bielerlei bürden wir uns selbst auf. Eins ist jedesmal nur not. Dieses Eine gilt es zu finden. Dieses gute Teil gilt es auszuwählen. — Ist das geschehen,

dann wieder das nächste Eine, das jetzt nötig ist. — Und wir dürfen doch aufwärts schauen und uns Bescheid darüber holen.

Das war der Weg des Menschensohnes. Und das ist für uns der Weg aus der Hitze in die Ruhe, aus der Zerstreuung in die Sammlung, von der Nervosität zum Frieden Gottes.

Amen.

---

## Der Geist weht, wo er will.

31. Oktober 1930.

Der Wind bläst, wo er will, und du hörst sein Sausen wohl; aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist.

Joh. 3, 8.

Der Geist weht, wo er will; man hört manchmal sagen, das sei ein hartes Wort. Wie? dann käme es überhaupt nicht darauf an, ob Menschen fragen, suchen, ringen; das wäre alles vergeblich, wenn es zur Zeit nicht der Wille des Allmächtigen sei, seinen Geist zu geben. Dann wäre das Wirken des Geistes wie ein blindes Schicksal, das kommt und geht, ohne daß man fragen dürfte: warum und wie? Die Reformation solch ein Schicksal und die heutige Kirchennot eben solch ein unabänderliches Fatum!

Zu solchen Schlüssen kommt man, wenn man die Worte des Neuen Testaments aus dem Zusammenhang reißt und dann anfängt, Konsequenzen aus ihnen zu ziehen. Wir kommen aber erst dann dem Verständnis der Worte Jesu näher, wenn wir jedesmal bedenken, unter welchen Umständen und zu wem ein Wort gesagt wurde. Dieses Wort hier ist gerichtet an einen berühmten Theologen und hohen kirchlichen Würdenträger: d. h. an

einen Mann, der in Anbetracht seiner tiefgründigen Gottesgelehrsamkeit und weitverzweigten kirchlichen Wirksamkeit davon durchdrungen ist, daß es seinem Lehren und Tun an der höheren Weihe doch jedenfalls nicht fehlt. Dem zerschlägt Jesus seine Sicherheit und sagt: du magst so durchgeistigt, so religiös, so reich an Können sein, als du immer bist, — damit ist noch nichts darüber ausgemacht, ob du ein Träger des göttlichen Geistes bist.

Bei einer anderen Gelegenheit sagt Christus zu Menschen, die weder sich noch anderen imponieren, die vielmehr ganz scheu und verschüchtert dastehen und für die es eigentlich garnicht in Frage kommt, daß sie ganz persönlich und unmittelbar ein Wehen des göttlichen Geistes an sich spüren könnten: bittet, so wird Euch gegeben; wer nur immer sucht, der findet; so denn ihr, die ihr arg seid, könnet dennoch euren Kindern gute Gaben geben: wieviel mehr wird der Vater im Himmel seinen Heiligen Geist geben denen, die ihn bitten!

Diesen Bescheid bekommen die Armen am Geiste. Und war nicht am Ende das der Anfang der Reformation, daß da solch ein Armer war; daß sich einer fand, der trotz aller Treue zur Kirche, trotz aller Ehrfurcht vor ihren Einrichtungen, sich dennoch darüber nicht täuschen konnte, daß er in ihr die Gegenwart Gottes nicht fand — und der darum ernstlich anfang zu suchen. So lange etwas da ist, sucht man es nicht. Es ist eine leere Redensart, vom Gottsuchen zu sprechen, wenn man gleichzeitig davon durchdrungen ist, man

hätte ja Gott schon in den bestehenden kirchlichen Formen und Einrichtungen.

Die Armen, die Nichthabenden erhalten den Bescheid: suchet, und es wird nicht vergeblich sein. Den andern, den Satten, den Habenden sagt Christus: der Geist weht, wo er will. Darüber, ob hier unten irgendwo ein Hauch seines Odems zu spüren ist, verfügt der dort oben in souveräner Hoheit. Man kann den Schöpfer nicht einfangen in bestimmte Ordnungen, Einrichtungen, Lehrgebäude, Andachtsübungen. Der im Himmel spottet aller solcher Bemühungen.

Aber es kann doch kein Zweifel sein, wendet Nikodemus ein, bei den Traditionen, auf die wir zurückblicken, bei den herrlichen Feiern und Gottesdiensten, die wir haben, bei der Menge von frommen und kirchlichen Leuten, bei all den verschiedensten Zweigen der kirchlichen Arbeit, — daß bei uns der Geist wirksam ist. Woran ist denn das festzustellen? fragt Christus weiter. Renne mir etwas, zeige mir einen Punkt, an dem es hell aufleuchtet, daß eine höhere Welt mit ihrer Art hineinragt in euer Leben!

Das sei ungeschickt gefragt, meint Nikodemus. Wer könne das so einfach nachweisen? Es sei doch eine geheimnisvolle Sache um das Wirken des Geistes. Er tue sein Werk eben tief verborgen im Innern des Menschen. Man könne das im Einzelnen natürlich nicht so aufzeigen; man müsse aber eben doch daran festhalten, daß der Heilige Geist am Werk sei. Das war von jeher die Kunst der Theologen, mit der sie sich und andere hinwegtäuschten über den ganzen Jammer der

Lage: daß sie in die einfachen Worte der Bibel über das Wirken des Geistes Dinge hineingeheimnißten, die da überhaupt nicht stehen, die das Einfache wieder kompliziert und das Klare dunkel machten.

Gegenüber solchen Künsten hat Christus nie Schonung geübt. Er hat sie rücksichtslos aufgedeckt. So tut er auch hier. In die tiefsinnigen gelehrten Ausführungen des Kirchenmannes fährt es wie ein Donner Schlag: Das ist nicht wahr! Es ist nicht an dem, daß das Wirken des Geistes garnicht festzustellen wäre: Du hörst sein Sausen wohl. Man kann es wohl merken, ob der Wind weht, oder ob Windstille ist. Der Schiffer sieht es doch, ob die Segel schlaff hängen oder ob sie von einer frischen Brise geschwellt sind, ob das Fahrzeug vorwärts geht oder stillsteht.

Du hörst sein Sausen wohl! Ein Mensch kann es merken, ob er in seinem Leben von einer höheren Macht getragen und weit über sich hinausgehoben ist — oder ob er mühsam laborieren muß in frommen Übungen und doch nicht über sich hinauskommt. Man kann es merken, ob es in der Kirche, in einer Gemeinde göttlich vorwärts geht oder ob ein Stillstand herrscht, an dem alle krampfhaften Bemühungen nichts ändern können.

Man hat das Brausen des Windes vernommen zur Zeit der Apostel, in den Tagen der Reformation — es war allen hörbar: den einen haben die Ohren gegellt, den anderen klang es wie die Harmonie der Sphären, wie der Jubel der himmlischen Heerscharen; — um dieses Wehen festzustellen, bedurfte es damals keiner Pro-

fessoren und keiner Kirchenräte; jeder Bürger und Bauer, jedes Kind konnte es merken.

Du hörst sein Sausen wohl! Aber du weißt nicht, von wannen er kommt. Man kann es nie voraussagen oder berechnen, an welcher Stelle der Geist Gottes hereinbricht ins Menschenleben. Man hatte in der katholischen Kirche von jeher auf ihre reinen bewährten Traditionen gepocht und darin eine Gewähr gesehen, daß sich in ihr Göttliches fand.

Es fehlte ja andererseits in der Kirche des Mittelalters nicht am Empfinden dafür, daß es nicht war, wie es sein sollte. Von der Reform der Kirche an Haupt und Gliedern hatte man schon ein- bis zweihundert Jahre gesprochen.

Man hoffte, die großen, allgemeinen Konzilien würden Wandel schaffen; man erwartete Hilfe von den vertieften Übungen der Frömmigkeit in den Klöstern und Mönchsorden; man setzte alle Kraft des Denkens ein und baute gewaltige Systeme des theologischen Wissens auf. — Aber dann kam es so ganz anders, als man erwartet hatte: abseits von den großen Kirchenversammlungen mit ihren hochgefürsteten und betitelten Vertretern, im grellen Widerspruch zu den Idealen der Klöster und zu den theologischen Lehrgebäuden brach sich der Geist Bahn.

Du weißt nicht, von wannen er kommt!

Daß wir nur heute nicht auf die großen Traditionen der Reformation pochen! Daß wir nur nicht meinen, wir hätten in den Bekenntnisschriften unserer Kirche eine Sicherung derart, daß solange die Augs-

burger Konfession und Luthers Lehre in der Kirche gelten, auch der Geist in ihr wirkt. Ihr sollt nicht sagen, ihr seid Abrahams Kinder.

Schon längst freilich hat man es in der evangelischen Kirche zu empfinden begonnen, daß damit noch nicht alles da ist, daß eine große Erneuerung not tut. Und es ist ergreifend, wie man sich darum müht; wie auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens eine emsige Tätigkeit entfaltet wird: man müht sich um neue Methoden im theologischen Studium, man sucht nach neuer weihewoller Gestaltung des Gottesdienstes, man gründet Anstalten verschiedenster Art, man bringt neue Organisationen zustande, man veranstaltet Konferenzen, Schulungswochen, Kurse, man steigert in unerhörter Weise die Spezialbildung der kirchlichen Berufsarbeiter, man sucht den Geist, der einst am Werke war, wieder heraufzubeschwören in glänzenden Jubiläumsfeiern — und bei jeder einzelnen dieser Bemühungen meint man irgendwie: hier müsse doch gewiß der Geist mit dabei sein.

Aber: du weißt nicht von wannen er kommt. Es lassen sich die Methoden nicht erfinden, die Untersuchungen nicht ausdenken, die Anstalten nicht gründen, von denen ein Wehen des Geistes ausgeht. Ob es nicht auch in unseren Tagen ganz von wo anders her kommen wird, als die hochmögenden gelehrten, frommen und angesehenen Häupter der Kirche denken! Du weißt nicht, von wannen er kommt!

Daraus kann man aber doch auch eine große Hoffnung schöpfen. Die Tatsache, daß es irgendwo in der Kirche traurig aussieht; daß man gegen früher sehr

verarmt ist an bedeutenden Führern, an Macht und Einfluß — ja die Tatsache, daß die kirchlichen Verhältnisse in mehr als einer Beziehung verworren und verfahren sind, ist auch nicht so anzusehen, daß hier nun kein neuer göttlicher Anfang kommen könnte. Du kannst es nicht wissen, ob nicht gerade aus solchen Verhältnissen heraus, mitten aus diesem trostlosen Zustande ein neuer Quell göttlichen Lebens aufsprudelt in ungeahnter Fülle. War es nicht einmal so zu Pfingsten? War es etwa anders vor 400 Jahren?

Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Wenn einmal der Geist mit seiner Schöpferkraft am Werk ist, läßt es sich garnicht voraussagen, wohin das führen, wie weit das reichen wird. Als Luther seine Thesen anschlug, hatte er nicht von Ferne den Gedanken, daß das jetzt der Anfang eines weltweiten Werkes sei; er wollte nur zur Aussprache auffordern und seinem bedrängten Gewissen Luft schaffen. — Was ist uns wichtig am Augsburger Reichstag? Nicht so sehr das Schriftstück, das dort überreicht wurde, nicht die papierene Reliquie, die wir jetzt besitzen: die Confessio Augustana. Nicht so sehr das Augsburger Bekenntnis als die That des Bekenntens, die Tatsache, daß hier führende Stände und Fürsten sich frei öffentlich allen Drohungen und Verlockungen zum Trotz bekannten zu dem Maß evangelischen Glaubens, das ihnen gegeben war. Diese That ist freilich entscheidend gewesen für Jahrhunderte hinaus für die ganze Welt und reicht mit ihren Wirkungen

auch in unsere Zeit hinein in einer Weise, wie es damals weder die Beteiligten noch die Gegner ahnen konnten. Denn mit diesem Tage hängt es zusammen, daß es heute eine evangelische Kirche gibt.

Jeder Mensch, jede Gemeinde über die das Wirken des Geistes kommt, ist in irgendeiner Weise verantwortlich für die ganze Welt: du weißt nicht, wohin er fährt: du ahnst es nicht, von welcher Tragweite es sein kann, was der Geist dich heute tun heißt.

Wir aber freuen uns des nahenden neuen Geisteswehens, auf das alle Zeichen der Zeit hinweisen. Wann es kommen wird? Ich kann dir den Tag, die Stunde nicht nennen. Aber wenn es kommen wird, werden wir sein Gausen wohl hören.

Amen.

---

---

## Tröstet, tröstet mein Volk!

30. Nov. 1930.

Tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott; redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Dienstbarkeit ein Ende hat, denn ihre Missetat ist vergeben; denn sie hat Zwiefältiges empfangen von der Hand des Herrn für alle ihre Sünden.

Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserem Gott!

Alle Täler sollen erhöht werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden; denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden, und alles Fleisch miteinander wird es sehen; denn des Herrn Mund hat's geredet.

Jesaia 40, 1—5.

Diese Worte waren gerichtet an ein gefangenes Volk. Seit Jahrzehnten lebte es unter dem Druck einer fremden Herrschaft, fern von der Heimat.

Da hatte sich vieles verändert. Fremde Sitten hatten um sich gegriffen; viele von der jungen Generation hatten die Muttersprache verlernt. Mancher hatte einen lohnenden Beruf gefunden und hatte sich fest eingebaut in die jehige Umgebung, er war mit tausend Fäden von allerlei Beziehungen umspinnen. Das Leben der Großstadt mit allem, was es bot, trug auch dazu

bei, den Menschen zu entwurzeln. Kurz, die angestammte Art, der alte Glaube war bei den Meisten fast gänzlich verwischt.

Was für einen Auftrag bekommt der Prophet da? — Er soll diesem Volk nicht Moral predigen; er soll es diesen Menschen nicht aufrücken, daß sie der Heimat so entfremdet, vom Glauben so abgewichen sind. Es ist ja nicht der bloße Leichtsinn, der sie so weit gebracht hat; nicht aus purer Bosheit oder aus gewollter Untreue sind sie so artfremd geworden. Die Wurzel all dieses Unguten liegt viel tiefer: dieses Volk verzagt daran, daß es noch einmal eine Rückkehr geben kann. Die Verzweiflung ist eigentlich an allem Schuld. Sie haben nicht mehr die Kraft daran zu glauben, daß das, was einst war, noch einmal wiederkehrt und darum, einzig darum werfen sie sich dem fremden Volk in die Arme und geben sich anderen Göttern hin. Dies nach außen so leichtlebige, kultursatte und seiner selbst so sichere Volk ist tief drinnen so elend und hoffnungslos und hoffnungslos.

Wer von außen her urteilt, möchte sagen: solche Menschen muß man stramm halten, man muß ihnen ordentlich die Wahrheit sagen, man muß es ihnen einmal richtig klar machen, wie erbärmlich sie sind.

Aber der, der sieht, was im Herzen ist, gibt seinem Boten einen anderen Auftrag:

Tröstet, tröstet mein Volk! Ruft ihm zu, daß sein Frondienst ein Ende hat! Es ist nicht an dem, daß nichts mehr zu hoffen ist, daß das Einstige unwiederbringlich verloren ist. Ihr habt es nicht nötig,

euch aus Verzweiflung in den Strudel des Vergessens zu stürzen; ihr braucht euch nicht wegzuwerfen an das, was weit unter der Würde eures Wesens liegt. Die große Wendung naht: Eine mächtige Gotteshilfe ist im Anzuge. Sie kommt so gewaltig, so unaufhaltsam, daß nichts sie hindern kann. Auch die ganze Riesenschuld, die auf euch lastet, auf jedem Einzelnen, wie auf dem ganzen Volk, kann und darf sich nicht zwischen euch und diese Gotteshilfe stellen. Denn es liegt im Wesen dieser Gotteshilfe, daß sie aufräumt mit der alten Schuld. Nicht so stückweise oder halbwegs — es soll göttlich großzügig dabei zugehen, es soll einmal reiner Tisch gemacht werden mit allem, was trübend und trennend zwischen dem Volk und seinem Gott steht. — Nicht eine zeitweilige Abhilfe ist es, die in Aussicht steht, sondern eine völlige Durchhilfe — hindurch durch alle Hindernisse, durch allen Unweg der Wüste wird ihnen ein Weg gebahnt werden zurück in die Heimat. Sie sollen diesen Trost nur einmal fassen. Sie sollen nur wieder einmal glauben. Dann werden sie schon die Kraft haben, sich loszureißen von allem Fremden, sich zu erheben aus der Ohnmacht, aufzubrechen aus dem ganzen Sumpf der Gemeinheit.

Sind das nicht Töne, die bei uns anklingen? Sind wir nicht heute eine gefangene Christenheit? Wir führen den hohen Namen Christi, wir sind von irgendwann göttlicher Abstammung. Aber jetzt so elend gebunden. In einer artfremden Umgebung so entartet. Wir haben angesichts dessen, was in unserer Umwelt herrscht, hier kapituliert und dort einen Kompromiß

geschlossen. Einst konnten die Diener Christi sagen: Gott sei Dank, der uns im Dienste Christi fortwährend Siege feiern läßt und den Glanz seiner Erkenntnis überall durch uns verbreitet! Heute suchen wir im günstigen Fall das Alte zu verteidigen und sehen doch, wie Stück für Stück davon abbröckelt. —

Wir sind dem Evangelium so fremd geworden, daß wir seine Sprache ganz verlernt haben. Wir sprechen wohl in denselben Ausdrücken, die da stehen, aber wir verstehen sie nicht mehr. Wir vernehmen nichts mehr von der Süße und Seligkeit der einen Worte hier, nichts von dem Herben und Unweigerlichen der andern. Wir lesen in unserem Neuen Testament: Herr, Herr ist Christus — aber wir merken nichts von dem ehernen Klang, von der hinreißenden Gewalt, von der allen Dünkel niederschmetternden Wucht oder von dem unermesslichen Jubel, den einst der Ruf auslöste: Herr ist Christus.

Einst war ein Christ das Urbild der Ruhe. Zwar mitten drinstehend im Leben mit seinen Aufgaben, aber doch immer gesammelt, immer ein Ziel vor Augen; immer fähig, das Kleine abzustreifen und das Große festzuhalten, immer mit einer klaren Orientierung inmitten der allgemeinen Verwirrung. Heute sind wir ebenso gehetzt, edenso nervös, ebenso ziellos, ebenso unorientiert wie alles um uns her, ebensolche Oberflächenmenschen, ebenso flüchtig, zur Sammlung unfähig; — der Friede Gottes ist uns ein Märchen aus uralten Zeiten!

Aber wozu viel Worte verlieren? Es springt an allen Stellen in die Augen und wir habens jeder un-

trüglich im Gefühl, wie überfremdet, wie entgöttlicht unser Leben ist, wie wir gebannt sind unter Einflüsse, die wir nicht wollen und denen wir uns doch nicht entziehen können, wie wir hundertfältig umwoben sind von Beziehungen, von Gewohnheiten, Gedanken aller Art, die uns fernhalten von der Quelle des Lebens. Wie wir eingebaut sind in Zustände, die etwas Verabscheuungswürdiges an sich haben.

In dieses alles hinein klingt nun der Ruf — was für einer denn? Nehmt euch zusammen? rafft euch auf? Schämt euch, so zu sein?

Nein, sondern es heißt auch heute: tröstet, tröstet mein Volk. Es liegt ja auf der Hand, daß das immer tiefere Hineingeraten in eine ungöttliche Lebensführung, das Sichhineinstürzen in den Strudel, das Untergehen in tausend Einzelheiten, das haltlose sich Wegwerfen so weiter Kreise, so vieler einzelner Menschen aus keiner anderen Wurzel stammt als aus einem tiefen Verzagen, aus einem Nichtmehr glaubenkönnen an etwas Höheres, aus der Verzweiflung daran, daß es ein gottnahes, freies, reines Leben noch geben kann, daß eine Rückkehr ins Vaterhaus noch möglich wäre. Und wenn das auch oft nicht laut gesagt oder geradezu gelehrt wird, es herrscht doch eine so tief verzagte, mutlose, dumpfe, gedrückte Stimmung.

Aber weil es so ist und weil von hier aus überhaupt kein Ausweg aus dem Allen zu sehen ist, darum kommt von oben die Botschaft: spricht meiner Christenheit zu und sagt ihr, daß ihr Frondienst ein

Ende hat. Sie hat jetzt am längsten unter fremdem Druck gestanden und ist widergöttlichen Einflüssen ausgesetzt gewesen. Sie wird nicht weiter dazu verdammt sein, so fern von der Heimat leben zu müssen und von den Wurzeln her abzusterben.

Es kommt jetzt ein neues Zeitalter der Kirchengeschichte, wo alles ganz anders wird. Ihre Schuld ist abgetragen. Was in langen Zeitaltern die Kirche gesündigt hat, was sie je verbrochen und versäumt hat an Völkern und Zeiten, das soll jetzt vergeben sein. Die Schuld ist abgetragen. Wie man alten Schutt forträumt, wenn man ein neues Haus bauen will — so tut der Allmächtige: er räumt auf mit dem Schutt der Jahrhunderte, er schafft mit einem Schlage alles aus dem Wege, was als Bann der Vergangenheit hindernd und drückend daliegt.

Bahnet in der Wüste den Weg des Herrn! Unsere Hoffnung ist, daß Christus, der Herr, einmal allen Wirren der Geschichte ein Ziel setzt und durch eine gewaltige Neuschöpfung sein Reich heraufführt. Unsere Hoffnung ist aber auch die, daß Christus, ehe das geschieht, seiner Gemeinde das wiedergibt, was sie einst hatte, daß er es ihr noch reicher, noch durchgreifender, noch befreiender gibt, als sie es einst hatte. Was denn wird er ihr geben? Nicht allerlei Gaben bloß, sondern sich selbst, seine Nähe. Er kommt. Wenn schon ein menschlicher Führer so gewaltig belebend auf seine Umgebung wirken kann, wenn er in verzweifeltsten Umständen, fast aus dem Nichts etwas schaffen und mit einem Häuflein

übermächtige Feinde aufs Haupt schlagen kann — wie sollte es nicht total neue Möglichkeiten geben; wie soll nicht alles um und um geschaffen werden, wie soll es nicht unerhörte Siege geben, wenn Christus persönlich einmal wieder seiner Gemeinde nahe ist!

Christus kommt wieder. Advent in unserer Zeit, Advent in unserem Lande.

Wann kommt denn diese Zeit? Jesus sagte zur Samariterin, als er über das Anbeten im Geist sprach: es kommt die Zeit und ist schon da.

So ist es gerade mit dem Advent, auf den wir warten.

Wie ist das zu verstehen? Hier ist nichts zu verstehen! Hier sollen die hübsch zu Hause bleiben, die gleich mit ihren Vernunftgründen, in dieses Geheimnis hereinpoltern!

Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber das erste zarte Morgenrot ist schon da. Es ist doch nicht mehr so absolut finster und der Lichtschimmer wird immer deutlicher.

Wir warten mit pochendem Herzen, mit vielen Schmerzen auf den neuen Tag. Wir vermessen die Nähe Christi auf Schritt und Tritt.

Aber wir sind doch nicht mehr ganz im Dunkeln, wir sind doch nicht völlig fern — und es kann doch schon heute so herrlich, so befreiend, so über alle eigene Erbärmlichkeit, über alle Zeitnöte hinausstrebend erlebt werden, wie er kommt und alles Ungute

forträumt und ein Leben göttlich in Ordnung, einfach in Ordnung bringt.

Christus immer noch so ferne.

Christus doch schon nahe.

Wer heimlich nach ihm ausschaut, der wird dies Geheimnis fassen.

Amen.

## Jesus Christus, der Herr.

Himmelfahrt, 14. Mai 1931.

Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er's nicht für einen Raub, Gott gleich sein, sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch und an Gebärden als ein Mensch erfunden; erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.

Darum hat ihn auch Gott erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle derer Knie die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes, des Vaters.

Phil. 2, 6—11.

Es ist nicht lange her, da tobte in der Christenheit der Streit um die Lehre. Man legte allen Nachdruck darauf, wie das zu verstehen sei, daß Gott in Christus war, mit welchen Begriffen man das am richtigsten ausdrücken könne. Und man meinte, der christliche Glaube bestehe eben darin, daß man ja sagen kann zu ganz bestimmten Lehrsätzen über die Person Christi. — Zu der Zeit, als Paulus seine Briefe schrieb, war es anders. „Christus der Herr“ — das war ihm nicht ein Lehrsatz, sondern ganz und gar eine Angelegenheit des praktischen Lebens. Mit diesen Worten wollte er sagen,

daß Christus die Hoheit über alles hat und zu jedem göttlichen Werk ermächtigt ist. — Es kommt in einem Königreich nicht darauf an, daß der einzelne Untertan die verschiedenen Titel des Monarchen genau kennt, daß er den Sinn jeder einzelnen Benennung seines Herrschers versteht — es kommt darauf an, daß er die Macht des Fürsten anerkennt, sich ihr unterstellt und ihren Weisungen folgt.

Die ersten Christen kannten noch nicht die vielen weitschichtigen Hoheitstitel, die die spätere kirchliche Theologie Christus gab — aber sie waren mächtig ergriffen von dem, was sie aus eigener Erfahrung kannten: wie Christus die Macht hat, Menschenschicksale zu wenden, einen lahmen Willen kräftig zu machen, einer ratlosen Menschenseele Zielklarheit und Freudigkeit zu geben. Ja noch viel mehr: Christus wird, wenn seine Zeit da ist, das Schicksal der Welt wenden, das Leben der Völker auf eine ganz andere Grundlage stellen. Christus, dem Herrn, trauen die ersten Christen das unbedingt zu und darum schließen sie sich ihm an, stellen sich ihm zur Verfügung, machen sich mobil für sein Werk — darum öffnen sie sich den Gaben und Kräften, die Christus den Seinen gibt.

Der heutige Tag erinnert uns daran, daß Christus erhoben ist in die Hoheit über alles. Vor uns steht nicht ein Dogma, sondern die Tatsache, daß Christus alle Gewalt gegeben ist.

Wir fragen: warum ist Christus alle Gewalt gegeben und wozu ist sie ihm gegeben?

Warum Christus alle Gewalt? Weil er der Einzige ist, bei dem keinerlei Mißbrauch der Macht zu befürchten ist. — Wie ist die ganze Geschichte erfüllt von Mißtrauen gegen die Machthaber: ob es ein Herrscherhaus ist, ein erwähltes Staatsoberhaupt, einer der durch eigene Fähigkeiten zur Macht gelangt ist — ob es eine Partei ist, die das Szepter in die Hände bekam, oder ein Stand, der sich über die anderen erhob: überall herrscht der Argwohn, daß die Machtbefugnisse, die die Einen über die Anderen haben, von ihnen irgendwie zu selbstsüchtigen Zwecken verwandt werden und daß darum ihre Herrschaft zum Schaden der Anderen gereicht.

Und wieviel Berechtigtes ist in diesem Argwohn! — Ist es nicht erwiesen, daß je größere Macht einer hat, um so größer die Gefahr des Mißbrauchs ist — es sei nun staatliche Gewalt oder Geld oder gesellschaftliche Stellung oder Bildung oder was sonst für eine Macht — wer, der sie besitzt, wäre nicht ständig in Gefahr, sie eigensüchtig zu gebrauchen. Weil das so ist, ist es so verständlich, daß man die Befugnisse der Machthaber immer irgendwie einzuschränken sucht. So oder anders werden die Vollmachten begrenzt, oder die Gewalthaber werden irgendwie überwacht, damit sie nicht das Ganze schädigen.

Aber Christus ist die Macht gegeben ohne alle Einschränkung: der Name über alle Namen. Denn er ist erprobt als der völlig Selbstlose. Er hat es erwiesen, daß er die ihm verliehene göttliche Vollmacht nicht zu seinen persönlichen Zwecken

verwandte. Ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein. Für Raub kann man auch sagen: Beute. Eine Beute reißt man an sich, man verfährt damit nach eigenem Belieben zu eigenem Nutzen. Die römischen Feldherrn ließen ihre Kriegsbeute vor sich hertragen zur Feier ihres Triumphes. Christus machte aus seiner göttlichen Macht keinen Triumph für sich, er schuf sich dadurch keinerlei eigene Vorteile. Er war für seine Person ganz leer und arm und wollte nicht mehr vorstellen als andere Menschen; er wollte nicht strahlen oder prangen, sondern dienen. Für seine Person war er bereit zu verzichten nicht nur auf alle göttlichen Vorrechte, sondern auch auf das, was ihm, wie jedem anderen Menschen zukam: das Recht aufs Leben. Er war gehorsam bis ans Kreuz. Seine Macht über die Kräfte der Schöpfung, über die Mächte des Himmels wandte er immer nur da an, wo er anderen helfen konnte und wo es die Ehre Gottes galt. Nie wurde sein Wille darin schwankend oder kam es zu irgend einer Abweichung. — Darum, weil Christus erprobt ist als der ganz Selbstlose, als der, den nichts dazu bewegen kann, seine Macht zu mißbrauchen — darum ist ihm die Gewalt gegeben ohne alle Einschränkung. Alles ist ihm botmäßig: die himmlischen Geister, die Völker der Erde, die Geister der Abgeschiedenen.

Aber nun: wozu ist Christus seine Gewalt gegeben? —

Damit er alles zusammenfaßt unter Gottes Herrschaft. Damit alles sich beuge unter denselben Willen,

der ihn beseelt. Christus ist erhöht über alles in der Welt, damit er dem Chaos und der Anarchie ein Ziel setze. Wir sehen heute eine Zerrissenheit im Verhältnis der Völker zueinander, wie sie noch nicht dagewesen ist. Aber auch innerhalb der einzelnen Völker: welche Spaltungen und Parteiungen, wie viel Neid und Mißgunst und kleinlicher Eigenwille. Dem allen wird Christus einmal ein Ziel setzen. Wie es bei Jesaja heißt: er wird nicht ermatten noch verzagen, bis er das Recht anrichte auf Erden. — Auf der ganzen Erde soll Gottes Wille geschehen. Christus ist gekommen, die Welt zu erlösen — nicht nur hier und da einige Seelen zur retten. Und er hat die Vollmacht, das Werk der Welterlösung durchzuführen. Das gibt uns inmitten aller Wirren und Stürme eine tiefe Ruhe, eine letzte Gelassenheit.

Aber warum spüren wir denn nichts von der Vollmacht Christi? Warum sehen wir in aller Welt das gerade Gegenteil? Wie alle Lebensverhältnisse immer mehr entgöttlicht werden? Wie Schuld und Unfreiheit ins Unermessene steigen? Wie Fromme und Unfromme gleich fern sind vom Reiche Gottes. Wo bleibt da Christus, der Allwaltende?

Christus herrscht nicht durch Zwang. Er holt Menschen und Völker nicht gewaltsam herum. Der Vater läßt den davongegangenen Sohn nicht durch Gerichtsdiener heimholen. Er schickt ihm nicht einmal Briefe nach, um ihn zu überreden. Er wartet, bis der Sohn selbst so weit ist, daß er zurückkehrt. — Christus läßt Völker und Kulturen und Kirchen ihre

Wege gehen. Er hindert sie nicht daran, sich von ihm zu lösen und das Erbe des Vaterhauses zu vergeuden, wenn sie es durchaus wollen. Er hat die Kraft zu warten, bis die Völker reif sind zur Rückkehr, bis sie ihrer eigenen Wege müde geworden sind.

Dann, wenn es soweit ist — wenn es überall am Tage ist, welcher ein Wahnsinn es war, sich loszusagen von der göttlichen Leitung, fortzugehen aus der Nähe des Schöpfers, dann wird es einen großen Aufbruch geben unter den Völkern, dann werden sie eins um das andere kommen und Christus huldigen.

In dem Namen Christi sollen sich beugen alle Knie und in allen Sprachen soll es bekannt werden, daß Christus Jesus der Herr sei. — Das bedeutet nicht, daß Christus die Völker in die Knie zwingen wird und daß sie ein abgenötigtes Geständnis hervorbringen werden von der Oberhoheit Christi. — Der Ausdruck, der hier für bekennen steht, bedeutet: von Freude hingerissen etwas ausrufen. Es werden einmal alle Völker in den Jubelruf ausbrechen darüber, daß nachdem sie endgültig gescheitert waren mit ihren Versuchen, die großen Menschheitsfragen zu lösen, der Einzige, der dazu weise, lauter und stark genug ist, ihr Schicksal in seine Hand nehmen wird.

Das ist die Zukunft der Völker. — Aber Paulus spricht hier nicht nur davon, was einmal sein wird. — Christus der Herr — das war ihm und das ist uns ein

Bekennnis der Gegenwart. Es ist heute und allezeit erfahrbar, daß Christus, der erhöhte Herr, seine göttliche Herrlichkeit nicht als einen Raub, als eine Beute für sich behält — sondern daß er sie für andere hat — daß er sie gibt denen, die ihn in Anspruch nehmen.

Amen.

## Gebet und Dienst.

Letzte Predigt, 17. Mai 1931.

So seid nun mäßig und nüchtern zum Gebet. Vor allen Dingen aber habt untereinander eine brünstige Liebe; denn die Liebe deckt auch der Sünden Menge.

Und dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

1. Petr. 4, 8 u. 10.

Im Leben des Menschensohnes tritt eins so deutlich hervor: es kommt letzten Endes nicht darauf an, wie es einem Menschen ergeht, was sich ereignet in seinem Leben, wie die Verhältnisse sich gestalten, wie andere ihm begegnen. Das Entscheidende ist doch, daß der Mensch die richtige Haltung hat; daß er sich selbst treu bleibt, daß er festhält an der höheren Bestimmung seines Lebens. — Was immer sich ändert in der Umgebung Jesu, in der Gunst und Ungunst von Menschen und Umständen, ob sich die Aufgaben und Schwierigkeiten türmen, oder ob es zu Zeiten in besonderer Weise Förderungen und Erleichterungen gibt — das Eine ändert sich nie: sein Wille zu dienen, das ehrfürchtige Aufmerken, worauf es jetzt und wieder jetzt abgesehen ist von oben her — seine Bereitschaft, es unweigerlich so zu nehmen, wie es ihm jetzt bestimmt ist, am Schicksal derjenigen teilzunehmen, die ihm jetzt, in dieser Lage, gegeben sind.

Liebe Gemeinde. Wie wäre uns allen geholfen, wenn wir auch dahin kämen es zu erfassen, daß in unserem Leben nicht das den Ausschlag gibt, was wir erleben und wie es uns geht, sondern die Art, wie wir es erleben, wie wir unsere Leiden tragen, wie wir unsere Aufgaben angreifen. Wenn es auch bei uns eine so klare, stetige, unbeirrbar Haltung gäbe.

Der heutige Abschnitt will uns helfen zu der Haltung eines Christenmenschen. Hier steht: **Seid mäßig und nüchtern zum Gebet.** Diese Worte sind gerichtet an Menschen, die aus dem damaligen Heidentum kamen. Sie standen in Gefahr, inmitten der Lebensgewohnheiten ihrer Umgebung durch ein Übermaß von materiellen Genüssen in Trägheit und Oberflächlichkeit zu geraten und unfähig zu werden zu jeder geistigen Sammlung. Daher die Aufforderung: **Seid mäßig und nüchtern zum Gebet!** Uns heutigen Christen wäre es etwas verändert zuzurufen: **Habt Zeit zum Gebet!** Geht nicht besinnungslos unter in dem Vielerlei der Geschäfte. Seht zu, daß euer Leben nicht zu einer Jagd wird, die euch unaufhaltsam von einem zum andern treibt. Gebt euch nicht wehrlos den tausenderlei Eindrücken hin, die auf euch einströmen. Liebe Gemeinde. Wir sind uns doch alle darüber klar, daß wir die Grundhaltung, von der wir zuerst sprachen, nur haben können bei gesammeltem Geiste, und zur Sammlung kommen wir nicht, ohne daß wir dafür Zeit freihalten. Es gilt, nüchtern und mäßig sein in den Beschäftigungen. Es gibt auch eine christliche Vielgeschäftigkeit, die schließlich zur Oberflächlichkeit und Ge-

dankeflucht führt. — Was ist denn der Sinn unseres Lebens? Doch nicht das, daß wir an möglichst vielen Stellen in möglichst vielseitiger Weise uns betätigen — doch nicht die größtmögliche Quantität der Leistungen gibt dem Menschenleben seinen Wert; es liegt alles daran, daß in unserem Dasein irgendwo eine höhere Qualität sich findet, daß irgendwie Kräfte einer höheren Welt hereinreichen in unser Tun und Reden, daß durch das Menschliche und Allzumenschliche, das wir an uns haben, auf irgend eine Weise das Göttliche hindurchleuchtet. Wie soll es aber dazu kommen, wenn wir niemals die innere Stille aufbringen, den Blick nach oben zu richten, wenn schon der äußere Tageslauf uns keinen Moment Ruhe gibt. Ja, uns Menschen von heute geht es oft so, daß wir auch dann, wenn wir äußerlich Ruhe haben, doch innerlich uns nicht sammeln können; es kommt auch in unser Beten eine Unruhe, ein Weiterhasten; wir haben unsererseits so vieles vorzubringen; es lärmt so in uns von Fragen und Wünschen, von Furcht und Hoffnung, daß wir gar nicht mehr fähig sind darauf zu achten, ob uns auch Antworten gegeben werden. — So wird das Gebet zur religiösen Übung, zum bloßen seelischen Vorgang. Wir können nur dann beten, wenn wir innerlich still werden, in uns gesammelt und nach oben offen sind.

Darum wollen wir noch einmal den Ruf hören: **Habt Zeit, schafft euch Ruhe zum Gebet! Das ist grundlegend für die Haltung eines Christen.**

Und dann das Andere: **Habt unterein-**

ander eine brünstige Liebe! Wie oft wird das Gebetsleben getrübt durch irgend ein Mißverhältnis unter Menschen. Wie anders, wenn sich die Reihen fest zusammenschließen. Die Apostelgeschichte berichtet uns von den Tagen vor Pfingsten: sie waren stets einmütig beisammen. Auf das einmütige Warten kam die große Gotteshilfe. Der unverzöhlte Bruder steht zwischen uns und dem Altar. Die brüderliche Stellung zum Bruder gibt uns Freude zu Gott aufzublicken; und sie gibt uns auch sonst im Leben eine feste Haltung. Jakobus nennt das Gebot der Liebe: das königliche Gebot. Wohl auch darum, weil dieses Gebot wie ein Herrscher alle anderen zu einer Einheit zusammenfaßt. Aber auch darum, weil der Liebende im Leben eine königliche Unabhängigkeit und Hoheit hat. Wer lieb hat, ist nicht abhängig davon, wie andere sich zu ihm verhalten: ob sie ihm wohlwollen oder übelwollen, ob sie ihm helfen oder ihn hindern, ob sie ihn mögen oder hassen, ob sie ihn verkennen oder anerkennen. Er ist in seiner Stellung zum Mitmenschen zuletzt auch davon unabhängig, ob die, die ihn umgeben, für ihre Person gerecht oder ungerecht, gut oder böse, rein oder unrein, tugendhaft oder voller Fehler sind.

Wer lieb hat, dessen Augenmerk ist auf eins gerichtet: auch dieser hier — er mag aussehen, wie er aussieht, er mag sich gebärden wie immer, ist dennoch zum Höchsten erschaffen; auch er trägt das Bild Gottes in sich, auch ihm ist etwas gegeben, was aus der Ewigkeit stammt, und das ist unbedingt liebenswert. Darum

gibt es für mich nur eine Stellung zu ihm: zu ihm ja zu sagen, mich unter seine Last zu beugen, mit ganzer Seele für ihn zu hoffen, und was immer in meiner Macht steht zu tun, um ihm ein Stück weiterzuhelfen seiner göttlichen Bestimmung zu. Bei wie vielen Menschen steckt das Kleinod in einer rauhen häßlichen Hülle. Das Göttliche ist umkrustet von allerlei Gemeinem und Widerwärtigem. Liebe Gemeinde. Daß wir da Liebe haben sollen, bedeutet nicht, daß wir die häßliche und widerwärtige Kruste lieben, sondern daß wir den Kern, den Schatz lieben, der darunter steckt, und der unter der bösesten Hülle dennoch immer vorhanden ist.

Und darin liegt eigentlich das ganze Geheimnis dessen, wie ein Mensch seinen Mitmenschen gegenüber immer die gleiche Grundhaltung bewahrt: daß er den mächtigen, göttlichen Zug in sich trägt zu dem, was im Andern göttlich ist.

Habt untereinander eine brünstige Liebe! Das gilt doch namentlich für alle, die einander in besonderer Weise gegeben sind: Familienglieder, Hausgenossen, Berufsgenossen, Nachbarn und Menschen, die in ähnlicher Weise einander verbunden sind. Wie leicht kommt es in solchen Beziehungen zu irgend einem Erkalten oder Nachlassen. Und ist es einmal dahin gekommen, dann ist alles aus dem Gleichgewicht, dann ist keine Klarheit da; alles gerät ins Schwanken.

Liebe Gemeinde! Was wir für Christen sind, ob echte oder unechte, das zeigt sich am sichersten in

unserem Verhalten zu den Menschen unserer nächsten Umgebung. Hier gibt es auf die Dauer ja keine Verstellung. Hier gibt sich zuletzt doch jeder so, wie er ist. Aber eben hier haben wir uns vor allem zu bewähren. Habt unter einander eine brünstige Liebe! — Man kann sich ja Liebe nicht nehmen, wenn sie einem nicht gegeben ist. Aber ist uns einmal Liebe gegeben und sind uns Menschen ganz besonders zum Lieben gegeben, so liegt es wohl an uns, ob wir es so gehen lassen, wie es geht, daß wir nämlich zusehends kühler und teilnahmloser werden — oder ob wir es uns angelegen sein lassen und es uns immer aufs Neue geben lassen, daß wir so warm und herzlich als wir irgend können zu den Unsern sind. Wie viel leichter könntest du deinem Bruder, deinem Freunde, deiner Mutter das Leben machen, wenn du etwas freundlicher und wärmer zu ihnen wärest. — Die Liebe deckt auch der Sünden Menge. Die mancherlei Dinge, die andere uns schuldig bleiben, oder wo sie uns etwas Böses antaten, und die uns oft so riesengroß und wichtig vorkommen, sind doch eine ganze Bagatelle im Vergleich zu dem, was diese Menschen uns wert sind. Da soll es uns nicht leid sein, ihnen ganz radikal zu vergeben, d. h. völlig abzusehen von dem, was sie verschuldet haben, und ihnen zu begegnen wie wir ganz unschuldigen, ganz guten Menschen begegnen.

Du fragst: Woher die Kraft dazu nehmen? Seid mobil, seid frei zum Gebet! Da nehmt ihr die Kraft. Auf Exaudi folgt Pfingsten, auf den Ruf: erhöre! folgt die Erhörung. Amen.

---

## Komm, Schöpfer Geist!

Predigtentwurf, 8. Juni 1930.

Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.  
Und die Erde war wüst und leer, und es war  
finster auf der Tiefe; und der Geist Gottes  
schwebte auf dem Wasser.

Und Gott sprach: Es werde Licht! und es  
ward Licht.

1. Mose 1, 1—3.

Veni creator spiritus. —

Komm, Schöpfer Geist — so beginnt das alte  
Pfingstlied, das uns heute unser Chor sang.

Hier haben wir die Antwort auf die Frage: was  
bedeutet Pfingsten?

Pfingsten ist eine neue Schöpfung.

Einst herrschte auf unserer Erde ein völliges Chaos.  
Es sah wüst und leer aus, wie die Bibel sagt, und ein  
undurchdringliches Dunkel lag über dem Ganzen.

Aber der Geist Gottes schwebte über allem und  
tat sein stilles vorbereitendes Werk und senkte göttliche  
Keime in die trübe Urflut — und, als dann von oben  
das mächtige Werde erklang, da brach die schaffende  
Kraft des Geistes gewaltig hervor — sie hatte gesiegt  
über alle Mächte der Verwirrung und des Todes, und  
es entstand eine Welt voller Maß und Ordnung, voller  
Schönheit und Leben.

So war es im Leben der Jünger. Als sie in  
die Nachfolge Christi traten, als sie seinen Worten lausch-

ten, da schwebte der göttliche Geist über ihnen. Da tat er ein vorbereitendes Werk an ihnen.

Aber es war doch noch finster auf der Tiefe. In den untersten Gründen ihres Seelenlebens war es wüste und leer. Da herrschte noch ein Chaos von Trieben, Gewöhnungen, von Begehrungen und Befürchtungen. Wohl war dieses Chaos gebändigt durch das Gesetz, und sie hatten sich selbst lange darüber getäuscht, daß es noch da war. Aber da war es doch, und es brach furchtbar hervor, als der Kampf ihres Meisters auf die Spitze ging und sie ihn alle verließen.

Aber dann kam am Pfingsttage das göttliche Werde, und das Wirken des Geistes brach durch, und es wurde licht in ihnen, und ihr Leben war nun erfüllt von göttlicher Kraft und Schönheit.

Nicht daß sie fehlerlose Leute geworden wären. —

Sie blieben mangelhafte Instrumente — aber aus diesen Instrumenten erklang das Spiel des göttlichen Meisters.

Das wirkte der Geist, daß der Vater, daß Christus in ihnen gegenwärtig war.

So wurden sie zu Trägern der göttlichen Erneuerung, die über eine sterbende Welt kam.

Und wir?

Wir glauben an den Heiligen Geist. D. h. wir verzagen nicht angesichts des heutigen Antlitzes der Menschheit.

Ja, es ist wüst und leer, es herrscht ein Chaos schon überall an der Oberfläche des Lebens und es ist vollends finster in den unsichtbaren Hintergründen. Und

doch ist der göttliche Geist am Werk, und es ist ein Frühlingswehen zu spüren, und es wird noch einmal der Geist von oben sieghaft durchbrechen, wenn der Schöpfer sein „Werde!“ spricht.

Woher wir das annehmen! Weil wir an den Schöpfer glauben, d. h. an den, der nicht nur einmal schuf, der immer noch schafft und für den gerade das Chaos hier unten die große Gelegenheit ist und der zureichende Grund, ein Neues zu schaffen.

Wenn sein Mund es spricht, hat das Tohuwabohu ein Ende.

Dann sind die vielersehnten Männer da; sie kommen nicht von da, woher man sie erwartet. Denn jetzt werden Fischer zu Aposteln und Geldleute zu Boten des Evangeliums und Verfolger zu Bekennern und schwache Leugner zu Felsenleuten.

Wir glauben an den Heiligen Geist, denn wir glauben an Gott den Vater, den Schöpfer.

Amen.



## Inhaltsverzeichnis.

|   | Seite |
|---|-------|
| Der Segen . . . . .                       | 3     |
| Vom Gläubigsein zum Glauben . . . . .     | 10    |
| Freut euch der Widerstände . . . . .      | 16    |
| Singet dem Herrn ein neues Lied . . . . . | 21    |
| Gottes Kommen in der Völkernot . . . . .  | 27    |
| Richtig messen . . . . .                  | 34    |
| Richtig auswählen . . . . .               | 39    |
| Der Geist weht, wo er will . . . . .      | 46    |
| Eröstet, tröstet mein Volk . . . . .      | 54    |
| Jesus Christus, der Herr . . . . .        | 62    |
| Gebet und Dienst . . . . .                | 69    |
| Komm, Schöpfer Geist . . . . .            | 75    |